

ons stad

Nr 25 1987





«Übrigens, daß ich's nicht vergesse», sagte der Anlageberater aus Düsseldorf zu seinen Kollegen, «Luxemburg», da sollten Sie unbedingt mal vorbeischauen. Ganz reizend, kann ich Ihnen wirklich nur empfehlen. Ich war neulich dort auf einem Kongreß und wollte eigentlich danach gleich zurück, aber dann hab ich auf eigene Kosten den Aufenthalt um ein paar Tage verlängert. Diese alte Festungsstadt, wissen Sie eigentlich, daß sowohl Goethe als auch William Turner bereits davon geschwärmt haben, also, diese Stadt, Sie glauben gar nicht, was es da alles zu entdecken gibt, mal abgesehen von der überaus preiswerten internationalen



Gastronomie und den guten Weinsorten. Die Altstadt, das Viertel rund um den alten Fischmarkt, dann der wirklich einmalige Ausblick vom «chemin de la corniche» ins Tal hinunter, auf terrassenförmig angelegte Gärten und in winklige Vororte, und überall Brücken, die die

verschiedenen Teile der alten Festungsstadt miteinander verbinden. Dann wieder lauschige, kleine Bistros, die mal was Französisches oder gar etwas richtig Südländisches an Atmosphäre haben. Und Kirchen und Klöster aus allen Jahrhunderten, sogar eine regelrechte Kathedrale haben die. Und im Sommer können Sie den großherzoglichen Palast besuchen, und das Staatsmuseum liegt auch nur eine Straße weiter. Auf dem großen Platz unter alten



Platanen spielt so gut wie jeden Abend eine Kapelle oder eine Band, und stellen Sie sich vor, da gibt es sogar eine Cinémathèque mit Spezialprogrammen im Sommer und Freilichtkino und allem Drum und Dran . . . »

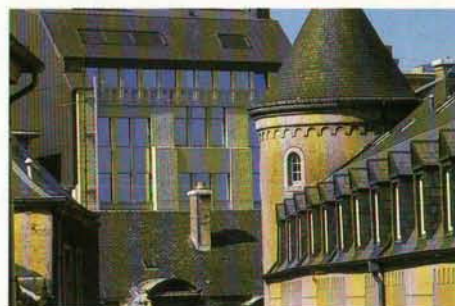
Wir von der ONS STAD-Redaktion begrüßen es natürlich, wenn Touristen zu Hause von Luxemburg schwärmen. Aber wir sind der Meinung, daß es noch zu viele Luxemburger gibt, die ihre Hauptstadt noch nicht richtig für



INTERNA



Im hauptstädtischen Gemeinderat ist eine Umbesetzung zu verzeichnen: Die Nachfolge des am vergangenen 12. Januar leider allzu früh verstorbenen Albert Nicklaus hat in der CSV-Fraktion die 37jährige Marie-Josée Jacobs angetreten.



sich selber entdeckt haben. Warum in die Ferne schweifen, wenn . . . ? Wäre der Sommer 87 nicht eine gute Gelegenheit, einmal auf Entdeckungsreise durch die eigene Stadt zu gehen, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen und zu schauen, was es Neues gibt? Das hauptstädtische Syndicat d'Initiative ist nicht nur für Touristen da und hält auch allerlei Informationsmaterial für Sie bereit.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen schöne, erholsame Ferien und vor allem viel Sonne.

2

Ein Stadtviertel verändert sein Gesicht



3

Die Kathedrale, ein lebendiges Bauwerk im Wandel der Geschichte

Ihre bewegte Geschichte zeigt, in welchem Maße die Luxemburger Kathedrale mit der stetigen Entwicklung des Selbstverständnisses von Gesellschaft und Kirche verbunden ist. Auch künftige Generationen werden der einstigen Jesuitenkirche ihren Stempel aufdrücken. Eine Dokumentation von Michel Schmitt.



10

Mélanges nostalgiques à propos de l'ancien Athénée

L'Athénée vieille manière a-t-il bien mérité de la jeunesse et de la patrie? La réponse semble aller de soi. Mais il n'empêche qu'à travers les âges les buts assignés à l'enseignement qu'on y dispensait ont considérablement évolués et souvent changés. Les extrêmes oscillent entre l'image d'un repère du conservatisme ainsi que d'un certain élitisme et celle d'un instrument d'émancipation dans la bonne tradition humaniste. Par Mario Hirsch.



14

„Mädchen, schlagt die Augen nieder!“

Erinnerungen an Sainte-Sophie vor dem zweiten Weltkrieg von Jeanne Neyens.



I-VIII

pages intercalées Di giel Säiten

Informations sociales, administratives et d'intérêt général
Tips und Informationen zu Sozial- und Verwaltungsfragen
Informazioni di carattere sociale, amministrativo e d'interesse generale
Informações sociais, administrativas e de interesse em geral
par
Henri Neyen

17

L'intelligence du cœur

„Oberstes Gebot war korrektes, unauffälliges Benehmen, damit in diesem Schulviertel die

künftigen Lehrer nicht unangenehm auffielen.“ Jos. Schumacher erinnert sich an seine Studienzeit in der ehemaligen Lehrernormalschule in der Kongregationsgasse.



20

Das alte Jesuitenkolleg und ehemalige Priesterseminar

„Wir denken uns um sechzig Jahre zurück, an einen neblig trüben Oktobertag des Jahres 1927. Dreißig frischgebackene Abiturienten der section *greco-latine* drängen durch die imposante Pforte des alten Seminars, einem großen Gebäudekomplex zwischen Athenäum, Kathedrale und Sainte-Sophie“. Nostalgischer Rückblick der ehemaligen Pfarrer von Weimerskirch und Neudorf, den Herren Georges Heinen und Jean-Pierre Ries, an ihre Seminaristenzeit im ehemaligen Jesuitenkolleg in der *Seminärgasse*.

22

Die alte Synagoge und die Dreifaltigkeitskirche

23

Draï Leit

Eng Geschichte op lëtzebuergesch vum Josy Braun

24

Batty legt einen Naturgarten an

In Jacques Dreschers Satire siegt diesmal die Ökologie über den gesunden Menschenverstand.

26

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Evy Friedrich

27

Cinémathèque municipale: Un été d'enfer

28

Rétrospective des expositions à la Galerie d'art municipale

par Danièle Wagener

30

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

par Georgette Bisdorff

31

L'offre théâtrale pour la saison 1987-88

par Ben Fayot



J.P. Maes

Ons Stad
No 25
juillet
1987

Périodique édité par
l'administration communale
de la Ville de Luxembourg
paraissant 3 fois par an

Tirage: 37.000 exemplaires
Distribution à tous les ménages
de la Ville de Luxembourg

Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder,
Photothèque de la Ville de Luxembourg
Layout: Dieter Wagner, Pépé Pax
Dessins: Pit Weyer, Raymond Colombo
Coordination: René Clesse
Photocomposition:
Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de
l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

EIN STADTVIERTEL VERÄNDERT SEIN GESICHT

Die Ausstellung im Stadthaus „La Ville et son passé récent“ zeigte dem Besucher eine Fülle an Bildermaterial von einem Stadtviertel, dessen Mauern längst abgebrochen sind und an dessen Aussehen sich nur noch die älteren Stadtluxemburger erinnern können.

Heute heißt es ernst und gewichtig „das Regierungsviertel“. Entstanden ist es in seinem jetzigen aufgelockerten und verschönerten Aussehen, als nach dem Abbruch von nutzlos gewordenen Gebäuden eine neue und zweckmäßige Gestaltung des ganzen Viertels sich aufdrängte. So brachte es die in den 30er Jahren längst fällige Vergrößerung der Kathedrale mit sich, daß ehrwürdige alte Mauern dem Neubau weichen



mußten, der sich über einen Teil der alten Seminärsgässel erstreckte und auch einen Teil des Gartens von Sainte-Sophie mit beanspruchte. Ein weiterer Ausbau des Regierungsviertels erfolgte dann nach 1965.

Mag dieser eng bebaute Komplex früher auch etwas düster und unfreundlich gewirkt haben, so herrschte doch rund um ihn herum ein reges und frohes Leben.

Zunächst lagen hier 3 Kultheiligtümer sehr nahe beieinander: Kathedrale, Dreifaltigkeits- oder Kongregationskirche und bis 1894 die alte Synagoge. Dann war es aber auch ein dicht besuchtes Schulviertel, in dem sich zu bestimmten Stunden des Tages Studenten und Schüler drängten.

Von 1854 bis 1930 war hier das Priesterseminar untergebracht, das dann auch dem Sträßchen, an das es stieß, seinen Namen gab. In engster Nachbarschaft dazu lag das Athenäum im alten Jesuitenkolleg. Nicht sehr weit weg öffnete das Pensionat Notre-Dame seinen zahlreichen Schülerinnen die Tore, während sich jenseits der Kongregationsstraße die Lehrernormalschule befand,

sowie eine Primärschule der Stadt Luxemburg. Ganz in der Nähe war schließlich auch das „Ale Kolléisch“, ehe es 1964 zur Nationalbibliothek umfunktioniert wurde.

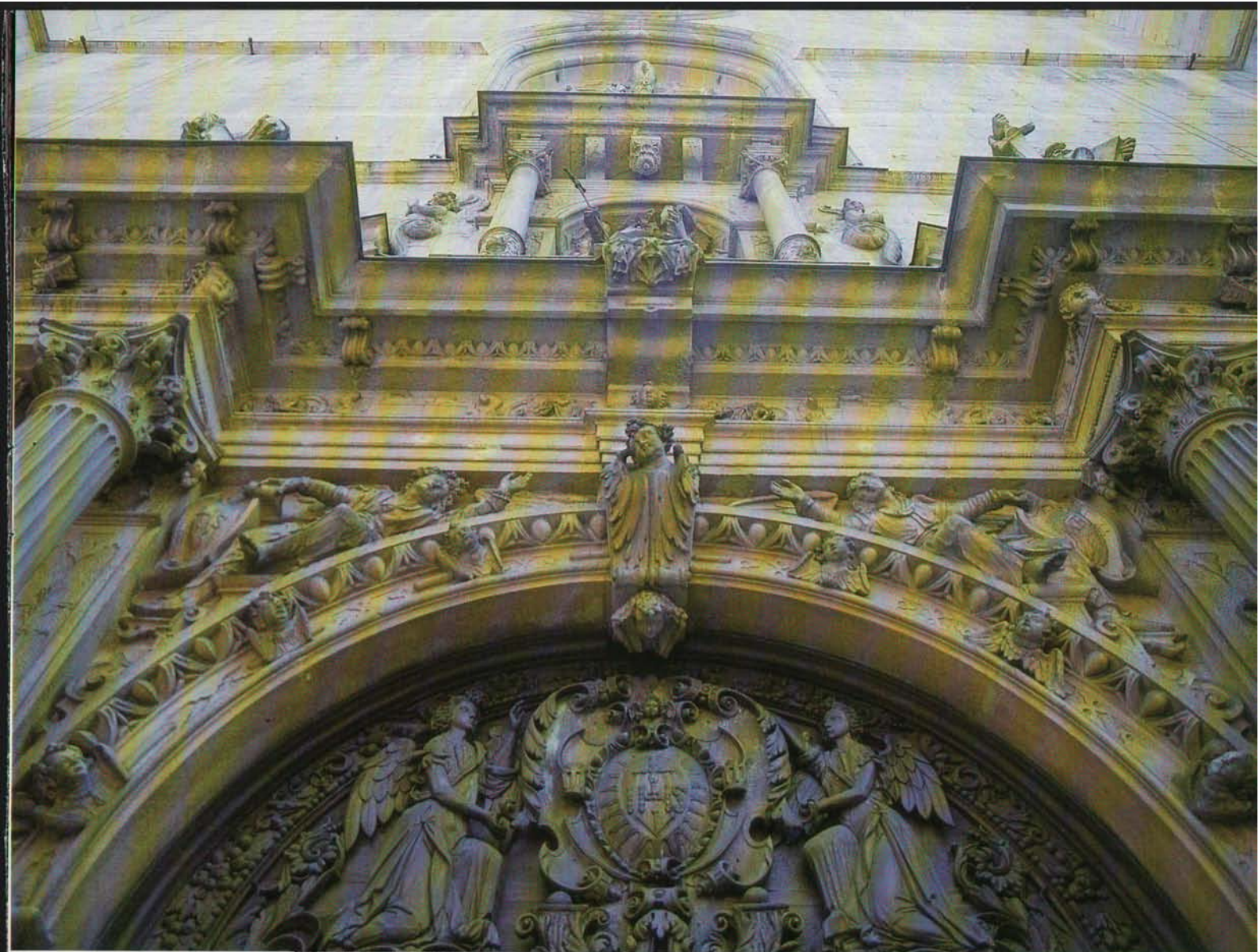
Es sollen aber nicht nur allein die Bilder zu dem Beschauer reden; auf diesen Seiten wollen wir auch diejenigen zu Wort kommen lassen, die konkrete Erinnerungen mit diesem Stadtteil verbinden, in dem sie einen Teil ihrer Jugendjahre verbracht haben.

Wie verlief hinter diesen Mauern Leben und Studium der Alumnen des Priesterseminars, bevor es die jüngeren von ihnen in die helleren und freundlicheren Räume auf Limpertsberg verschlug?

Wie war der Studiengang der angehenden Lehrer in der Normalschule der rue de la Congrégation, bevor das pädagogische Institut in Walferdingen die Nachfolge der Lehrerausbildung übernahm?

Wie sah für die Schülerinnen aus Sainte-Sophie der Schulalltag aus, als ihr Pensionat noch im Stadtzentrum lag und ihr Schulweg sie durch Straßen und Gäßchen der Stadt hin zu den Klostermauern führte und nicht wie heute „über Land“ nach Weimershof?

Auf diese Fragen wollen wir hier eine Antwort finden.



Als die Jesuitenpatres am 7. Mai 1613 den Bau ihrer Kollegiumskirche einleiteten und mit der Planung den Ordensbruder Jean du Blocq († 1656) aus Tournai beauftragten, sah niemand voraus, daß dieses Bauwerk eines Tages als Wallfahrts- und Kathedrale der religiös-kirchliche Mittelpunkt Luxemburgs werden sollte.

Obwohl bereits damals, in der Zeit der spanischen Verwaltung, die Gründung einer eigenständigen luxemburgischen Diözese und, damit verbunden, der Errichtung einer Bischofs- oder Domkirche zur Diskussion stand, brauchte es noch über 250 Jahre, um dieses Projekt zu verwirklichen. Trotz der Enge ihres Territoriums gab es damals in der Festungsstadt Luxemburg noch andere Kirchenbauten, die aufgrund ihres Alters oder ihrer Funktion tiefer mit dem Leben der Bevölkerung verbunden waren. Als am 17. Oktober 1621 der Trierer Weihbischof Georg von Helffenstein die Kollegiumskirche der Jesuiten der Unbefleckten Empfängnis Mariens weihte, stellte das neue Bauwerk

DIE KATHEDRALE, EIN LEBENDIGES BAUWERK IM WANDEL DER GESCHICHTE

lediglich eine unter den vielen damals bestehenden oder gleichzeitig sich entwickelnden Ordenskirchen dar.

Dennoch wollte es die Geschichte, daß die 1613 bis 1621 erbaute Jesuitenkirche zu jenem kirchlichen Bauwerk wurde, das in seinen Mauern und Hallen eine bewegte Vergangenheit widerspiegelt und vielfältigen Aufgaben als Ordens-, Stadtpfarr-, Wallfahrts- und Bischofskirche gerecht werden mußte. Nicht nur die abwechslungsreiche Folge ihrer Patrozinientitel – Unbefleckte Empfängnis Mariens, Nikolaus und Theresia, St. Peter, Trösterin der Betrübten – zeugt für diese Geschichte. Auch die Bausubstanz selbst sowie die Innenausstattung belegen

Kongregation Unserer Lieben Frau – hat zu dieser Entwicklung beigetragen.

Bestimmend für die spätere Bedeutung der in nachgotischer Formsprache konzipierten Architektur, deren hallenähnlicher Innenraum durch eine von der südniederländischen Spätrenaissance belebte Bauornamentik geprägt wird, wurde die von den Jesuiten eingeleitete und geförderte Verehrung der Trösterin der Betrübten. Diese Verehrung durchzieht wie ein roter Faden die abwechslungsreiche Geschichte des Bauwerks und kennzeichnet ihre architektonische Atmosphäre bis auf den heutigen Tag. Obwohl die Kirche erst 1794 endgültig zur Heimatstätte (M. Faltz) des Bildes der Stadt-

diese Feststellung, ohne die das eigentliche Wesen der heutigen Kathedrale weiterhin verschlossen bleibt. Nicht zuletzt auch ihre Einbettung in ein religiöses und schulisches Viertel – das ehemalige Kollegium, das frühere Priesterseminar und Athenäum, die heutige Nationalbibliothek sowie das Kloster der Schwestern der

und Landespatronin wurde und in dieser Eigenschaft die 1628 eingeweihte Wallfahrtskapelle auf dem Glacis-Feld vor den Toren der Stadt abgelöst hatte, nahm sie ab 1639 jedes Jahr während acht Tagen, in der sogenannten *Oktave*, das erstmal 1624 geschichtlich bezeugte Gnadenbild der Trösterin der Betrübten in ihren Mauern auf. Auf diesem Weg hat sich im Laufe der Zeit ein tieferes Verhältnis zwischen der Kirche mit dem Bild der Stadt- und Landespatronin und den Pilgerscharen entwickelt. Mit dem Wachsen der Wallfahrt und der Verehrung der Landespatronin wurde das Bauwerk zur eigentlichen Begegnungsstätte und zum Mittelpunkt der verschiedenen Städte und Regionen des Herzogtums, das 1768 die Trösterin der Betrübten zur Schutzpatronin in der Ständeverammlung erwählt hatte.

Gleichzeitig gewann in städtebaulicher Hinsicht das Jesuitenkollegium immer mehr an Gewicht, da es im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrmals vergrößert wurde und bereits 1686, wie der von J.Cl. Müller im Brüsseler Staatsarchiv neu entdeckte Architekturplan (vgl. *Luxemburger Wort* 29/3/1986) zeigt, die Ordenskirche von Westen und Süden aus mit seinen verschiedenen Flügeln ummantelte. Als 1773 der Jesuitenorden aufgelöst wurde und am 29. April 1778 die Stadt Luxemburg in den Besitz des weit ausgedehnten Gebäudekomplexes mitsamt der Kirche gelangte, war die rechtliche Erhebung der bisherigen Ordenskirche zur neuen Stadtpfarrkirche ein leicht zu vollziehender und zu rechtfertigender Schritt, da aufgrund seiner Funktion als Wallfahrtskirche und seiner geistigen sowie künstlerischen

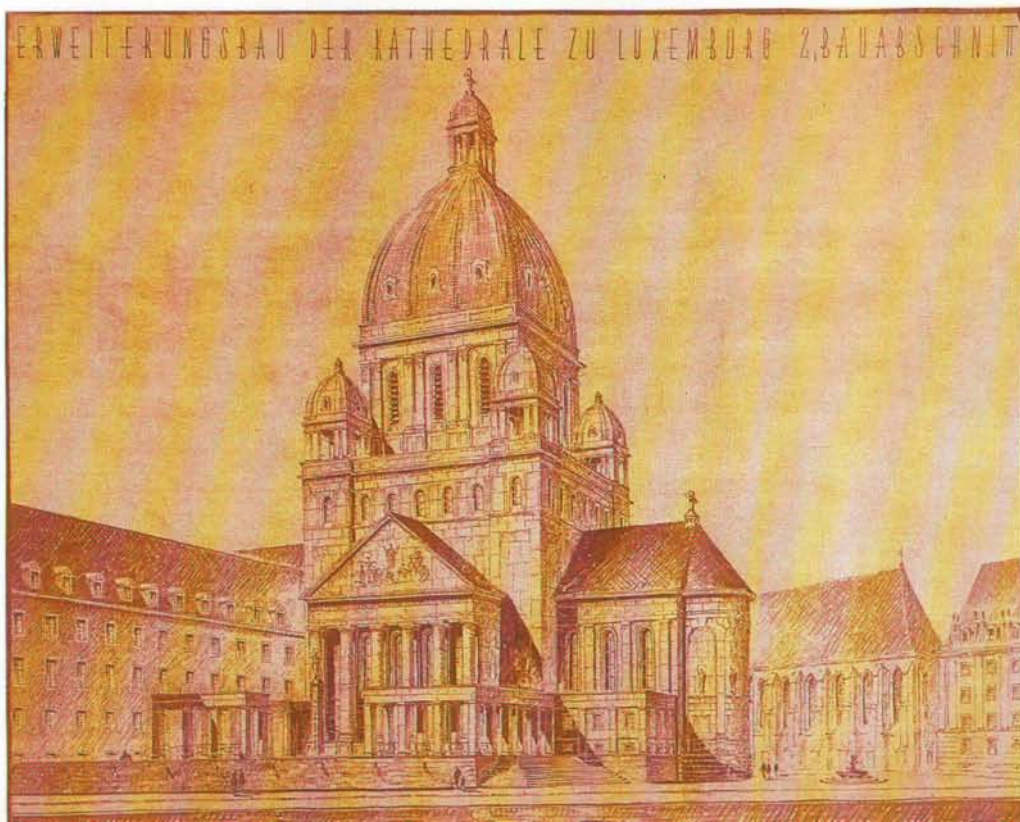
Ausstrahlung das Bauwerk in den verschiedenen Bevölkerungsschichten völlig Fuß gefaßt hatte.

Dank dieser neuen Zweckbestimmung konnte die Kirche *St. Nikolaus und St. Theresia*, wie sie als Stadtpfarrkirche nun offiziell benannt wurde, die Wirren der Französischen Revolution im Unterschied zu sämtlichen Ordenskirchen auf dem Stadtgebiet, deren Mobiliar verschleudert oder versteigert wurde, glücklich überstehen. Nach dem 1801 zwischen Pius VII. und Napoleon abgeschlossenen Konkordat wurde die neue Pfarrkirche zur *Haupt- und Mutterkirche* der Stadt und der Wälderdépartements erklärt und erhielt den Titel *Eglise Saint-Pierre*, um die Erinnerung an die österreichische Herrschaftsperiode in Luxemburg auszulöschen. Somit war sie das einzige kirchliche Bauwerk, in dem während der bewegten und folgenreichen Revolutionsjahre auf dem Gebiet der Oberstadt die Kontinuität des gottesdienstlichen Lebens aufrechterhalten werden konnte. Auch nach der Revolution war sie mitsamt der St. Michael-Kirche am Fischmarkt, die 1803 für den Gottesdienst wieder freigegeben wurde, während vieler Jahrzehnte die einzige öffentliche Kultstätte in der Oberstadt.

Unter dem Apostolischen Vikar Jean Théodore Laurent (1841-1848), der tatkräftig die Neubelebung der Verehrung der Trösterin der Betrübten in Stadt und Land förderte, wurde am 31. März 1848 der bisherige Weihetitel in *Liebfrauenkirche* umgeändert.

Dem äußeren Wechsel und Wandel in Rang und Bedeutung während dieser Jahrzehnte entsprach auch in der Innenausstat-

tung der nachgotischen Hallenarchitektur eine Folge von tiefgreifenden stilistischen Umänderungen, den Bedürfnissen, dem Geschmack und dem religiösen Empfinden der neuen Zeit des 19. Jahrhunderts entgegenkommend. Wurde auch nicht an die Bausubstanz und ihre Ornamentik gerührt, so bot dennoch im Jahre 1870, als die Liebfrauenkirche durch Papst Pius IX. am 27. Juni zur Kathedrale des kirchlich neu errichteten Bistums Luxemburg erhoben wurde, der Innenraum ein gegenüber der Jesuitenzeit reichlich verändertes Bild. Das gesamte frühbarocke Mobiliar sowie die Monumentalgemälde, die durch Generationen hindurch nach flämisch-barocken Vorbildern das Innere der Kirche geprägt hatten, waren im 19. Jahrhundert etappenweise entfernt worden, um allmählich einer einheitlichen neogotischen Ausstattung Platz zu machen. Wie das von den Jesuiten gestaltete Kirchenschiff bis zur Neugotisierung unter dem Apostolischen Vikar und ersten Diözesanbischof Nikolaus Adames (1863-1883) ausgesehen hatte, zeigt das um 1860 entstandene und heute im großherzoglichen Schloß Berg aufbewahrte Monumentalgemälde des Malers Juan Martin. Heutzutage hätten denkmalpflegerische Anliegen und Maßnahmen ein solches Vorgehen wohl verhindert, zumal das entfernte frühbarocke Mobiliar, wie die noch heute in St. Michael am Fischmarkt, in Vianden, Echternach oder Welscheid erhaltenen Elemente zeigen, von bestechender Qualität war und zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine neue Stilphase im luxemburgischen Kirchenmobiliar eingeleitet hatte.



Rechts oben:
Das um 1860 entstandene Monumentalgemälde von Juan Martin (Großherzogliche Kollektion).
Links: Eines der nicht verwirklichten Projekte zur Erweiterung der Luxemburger Kathedrale.



Mehr denn je aber sollte in den folgenden Jahrzehnten die Jesuitenkirche, die nun Pfarr-, Wallfahrts- und Bischofskirche war, der Gesetzmäßigkeit des lebendigen Bauwerks, das nicht Museum ist, unterworfen werden und tiefere Eingriffe in ihrer historischen Bausubstanz erfahren. Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts erbaute Architekt Pierre Funck den zweiten, von den Jesuiten geplanten, aber niemals ausgeführten Turm über das vorhandene Sockelgeschoß, um der Kathedrale eine größere Monumentalität im Stadtbild zu verleihen und so auch ihr durch Jahrhunderte überliefertes Aussehen zu verändern.

Das ständige Wachsen der Pilgerzahl sowie das um die Jahrhundertwende allmählich sich entwickelnde luxemburgische Nationalbewußtsein warfen die Debatte um einen Kathedralneubau auf dem Glacis-Feld oder im Garten des bischöflichen Konvikts auf. Sieht man sich heute die in diesem Zusammenhang entstandenen Projekte an, so begrüßt man die Unentschlossenheit der damaligen kirchlichen und staatlichen

Behörden, die die Verwirklichung dieser Bauprojekte immer wieder verzögerten. Es brauchte nämlich eines längeren und umfassenden Reifungsprozesses in architektonischer und städtebaulicher Hinsicht, um schließlich im Jahre 1935 nach den Plänen des Architekten Hubert Schumacher und den Anregungen von Professor Leo Lommel den Entschluß zur Erweiterung des historischen Bauwerks zu fassen und Altes und Neues in einer wohltuenden Weiträumigkeit zusammenzubringen.

Das neue Projekt, dessen Realisierung am Vorabend des zweiten Weltkriegs glücklich abgeschlossen wurde, bedeutete nämlich nicht nur die Vergrößerung des gottesdienstlichen Raumes, sondern notwendigerweise auch einen tiefen Eingriff in die unmittelbare Umwelt der Kathedrale. Um den Bau der neuen Vierung mit Fürstentribüne und Orgelempore sowie des monumentalen Chorraumes zu ermöglichen, mußten die ehemaligen Priesterseminar-Gebäulichkeiten, die einen Teil des früheren Jesuitenkollegiums bildeten, abgerissen werden. Somit

erfuhr das alte Schul- und Klosterviertel der Stadt, das sich über dreihundert Jahre lang um die Jesuitenkirche und die Seminargasse gebildet hatte, eine tiefgreifende Änderung und Entwicklung, die eigentlich erst in unserm Jahrzehnt mit der Schaffung des neuen Regierungsviertels ihren Abschluß fand. Die bisher von den einzelnen Flügeln des ehemaligen Kollegiums eingegengte Kirche konnte nun endlich einen städtebaulichen Akzent setzen und durch ihre lebhaftes Silhouette das Stadtbild, das durch die vielen pyramidenförmigen Hausdächer gekennzeichnet ist, dominieren, und dies nicht als architektonischer Fremdkörper, sondern als integrierter Bestandteil. In der steilen Dachpyramide mit dem krönenden Türmchen über der neuen Vierung sowie dem hochstrebenden Turmpaar finden sich nämlich die Grundlinien der Silhouette des Stadtbildes wieder.

Dem äußeren Bedeutungszuwachs, den die einstige Ordenskirche in den vergangenen Jahrzehnten durch ihre neuen Aufgaben und durch die Umgestaltung ihrer Umge-



bung erfahren hat, entspricht auf unverkennbare Weise die künstlerische Konzeption des erweiterten Innenraumes. Sowohl in der architektonischen Gestaltung der Krypta mit der Gruft der großherzoglichen Familie und dem Sarkophag Johanns des Blinden als auch in der vergrößerten Oberkirche kommt Luxemburgs Nationalstolz als künstlerische Kraft zum Ausdruck. Bezeichnend hierfür sind außer der Fürstentribüne die Bildmotive der neuen Fenster. In den von Louis Barillet und Jacques Le Chevallier geschaffenen Hochfenstern des Chorraumes kommen zusammen mit den Glaubensgeheimnissen des Marienlebens die mit der luxemburgischen Geschichte verbundenen Heiligengestalten zum Ausdruck, während die Fenster der Fürstentribüne, die von J. Oberberger aus München stammen, durch die Galerie der Grafen, Könige und Kaiser aus dem Hause Luxemburg an wichtige Ereignisse der Geschichte des alten Herzogs erinnern. Rechts und links unter den Lichtgaden sind bezeichnenderweise die Wappen der Städte und Abteien, die das Herzogtum bei der

*Agrandissement de la cathédrale (1937):
Auguste Trémont et ses collaborateurs*



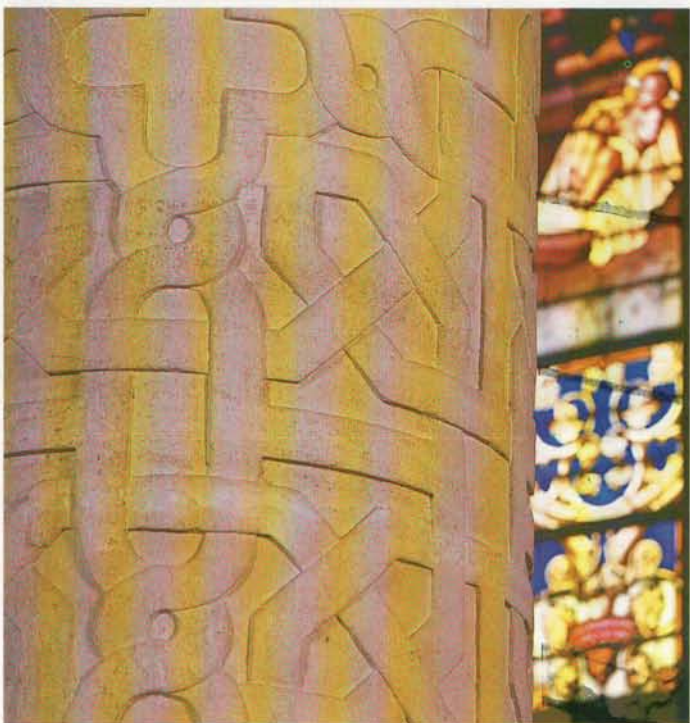
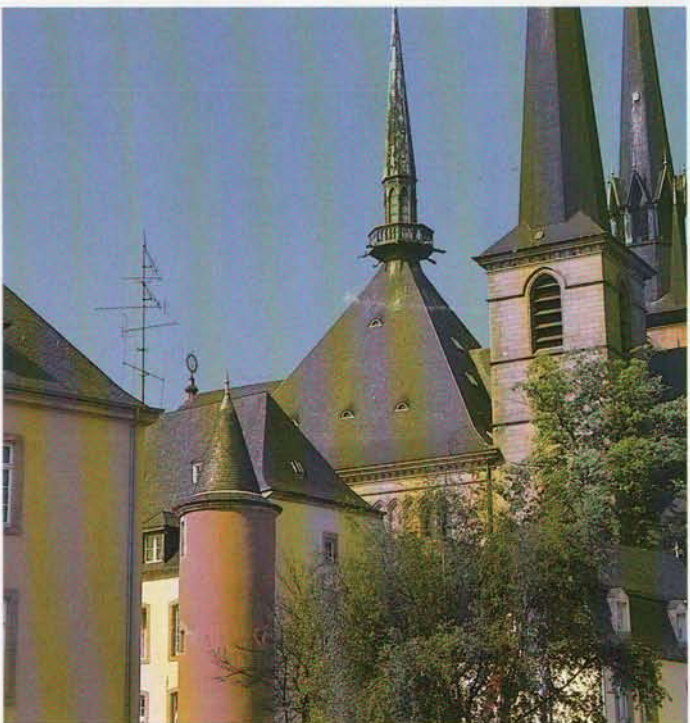
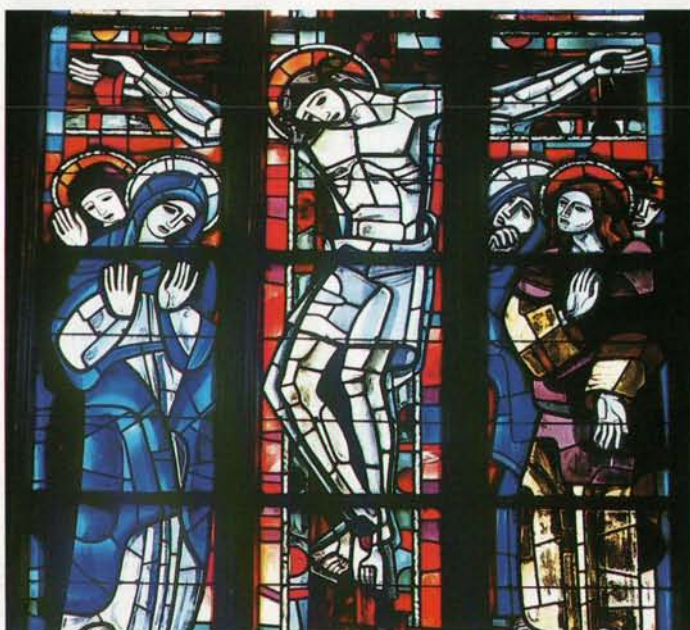
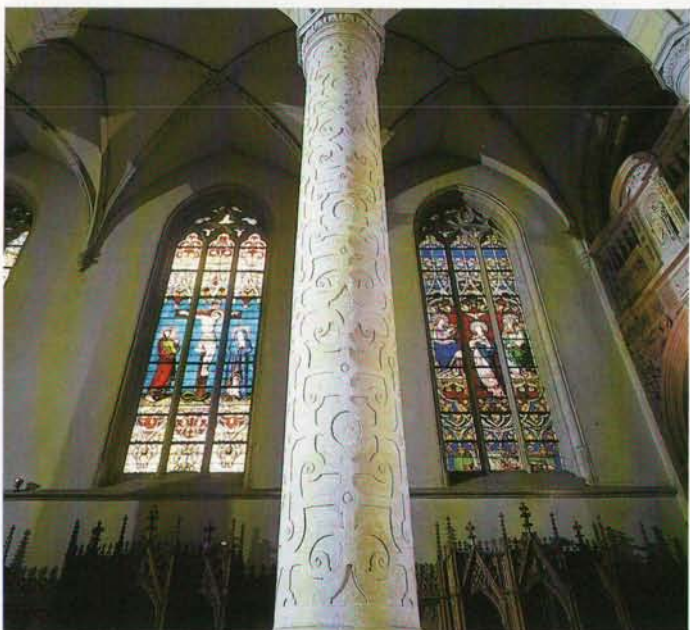
Erwählung der Trösterin der Betrübten zur Landespatronin zählte, angebracht. Neue, im Jahre 1963 von Albert Hames gemeißelte Bildreliefs am Chorbogen weisen auf die staatlich-rechtlichen Erwählungsakte von 1666 und 1678 hin. So verbindet sich im Aus-

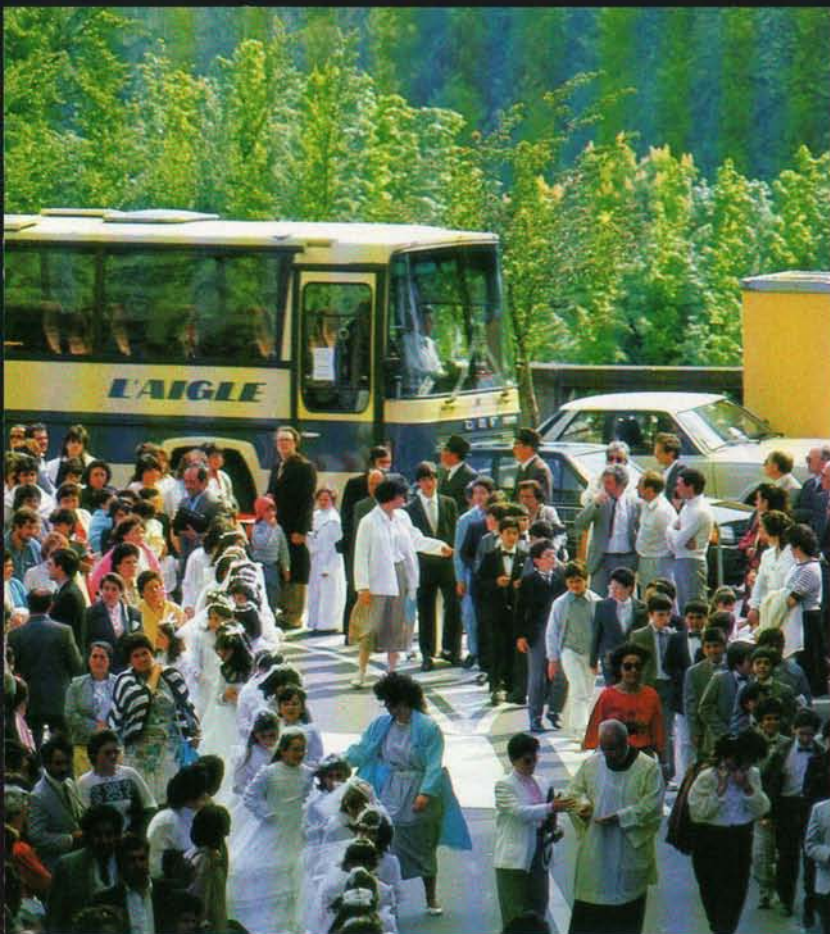
bau der Kathedrale als Heimstätte des Bildes der Stadt- und Landespatronin religiös-kirchliches und national-geschichtliches Denken. In diesem Sinne ist der Ausbau der Kathedrale das steingewordene Symbol des religiösen und nationalen Bewußtseins der Luxemburger aus der Zeit zwischen den beiden großen Kriegen.

Die bewegte Geschichte des Bauwerks zeigt, in welchem Maße es mit der Entwicklung des Selbstverständnisses von Gesellschaft und Kirche verbunden ist. Diese Geschichte hat die Kathedrale und ihre Umwelt geprägt und bis auf den heutigen Tag einem steten Wandel unterworfen, ohne jedoch ihre Tradition als Glaubensstätte preiszugeben.

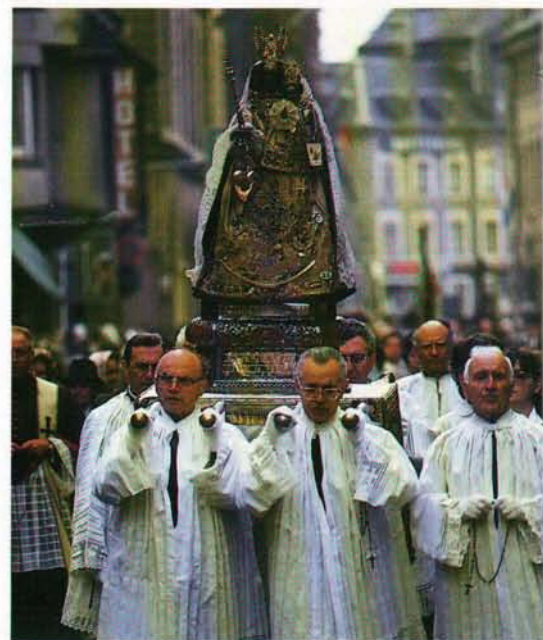
Weil die Kathedrale ein lebendiges Bauwerk darstellt, ist zweifellos noch nicht der Schlußstrich unter diese lange Geschichte gezogen. Auch die künftigen Generationen werden der einstigen Jesuitenkirche und heutigen Kathedrale ihren Stempel aufdrücken!

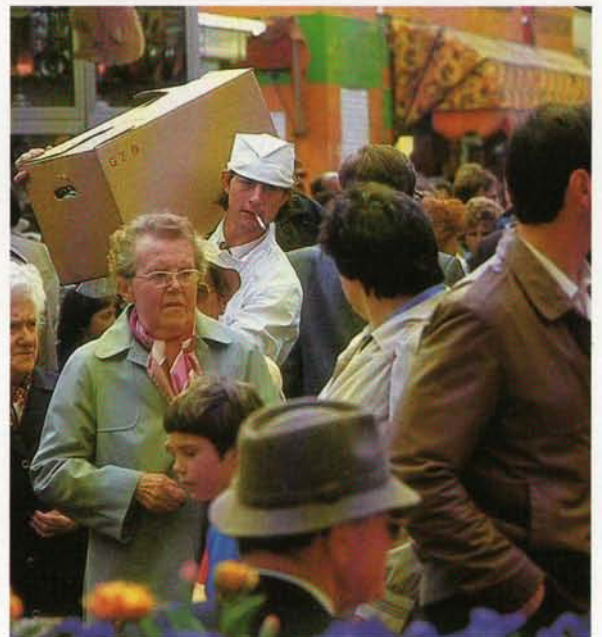
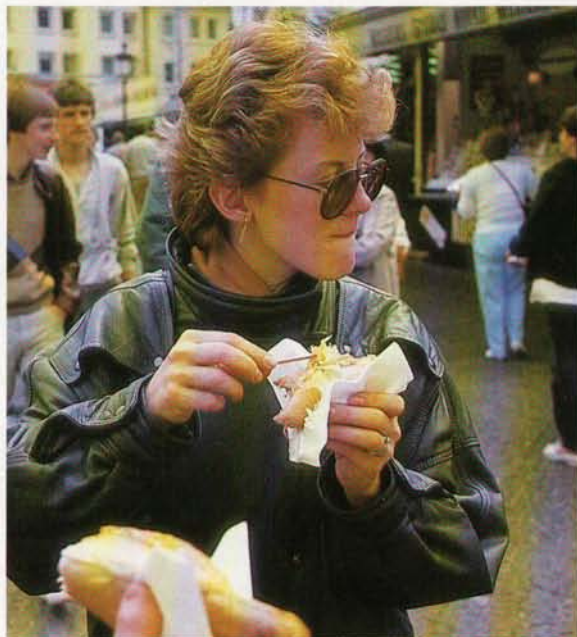
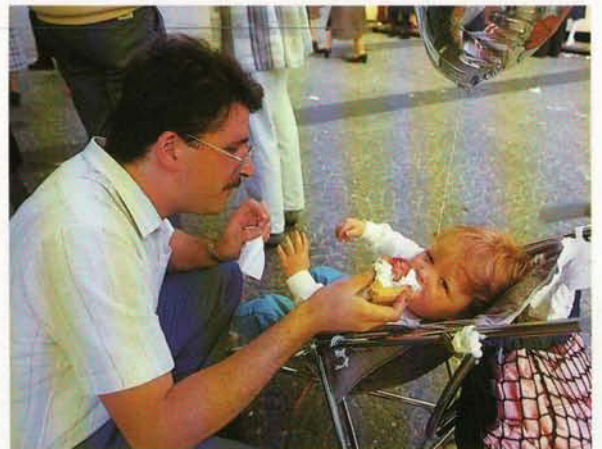
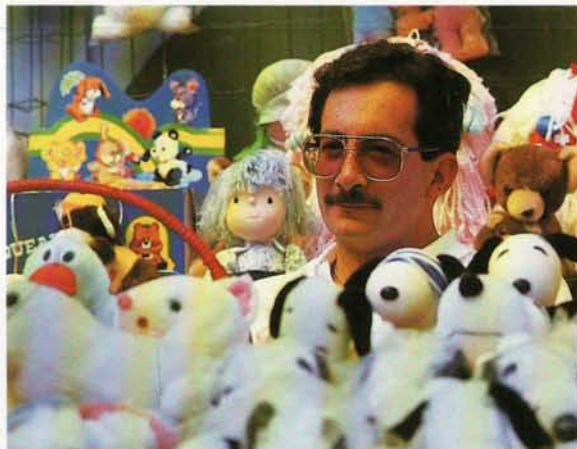
Michel Schmitt





*Atmosphärische Bilder
der Luxemburger Oktave:
Schlußprozession und Märchen*





MELANGES NOSTALGIQUES

A PROPOS DE L'ANCIEN ATHENEE

J'eus la chance de faire partie d'une des dernières classes d'âge à débiter ses études dans l'enceinte du vénérable et ci-devant Collège des Jésuites. Les trois ans passés en ces lieux me donnent la fierté d'appartenir en quelque sorte à une race élue, à une „élite”. J'ai aussi vécu avec tristesse l'exode en 1964 vers la colline inspirée du „Geesseknäppchen”.

Suite à ce déménagement, le „spleen” évoqué tout à l'heure a dû faire place très vite à la frustration que comporte une certaine normalisation. Désormais nous étions logés à la même enseigne que tous les autres élèves du secondaire du pays et il n'y avait plus guère place pour le culte de la tradition.

Le contraste entre les anciens bâtiments presque quatre fois séculaires et les nouvelles installations, l'intimité des lieux hantés à l'ombre de la cathédrale le cédant au caractère fonctionnel et moderniste, a frappé durablement mon esprit.

Rétrospectivement ce passage a signifié plus qu'un simple changement de décor dans ma vie. Il coïncide en quelque sorte avec le passage à la modernité de notre peuple. Une page était tournée pour de bon et c'en était fini de la symbiose voire de la complicité que l'élite du pays pouvait entretenir avec ce qui était jusque là sa principale pépinière. C'est vrai que nous étions soudain forcés de faire une croix sur tout un folklore, dont notamment la proximité spatiale et mentale avec les centres du pouvoir, qui faisait un des principaux attraits de l'ancien Athénée.

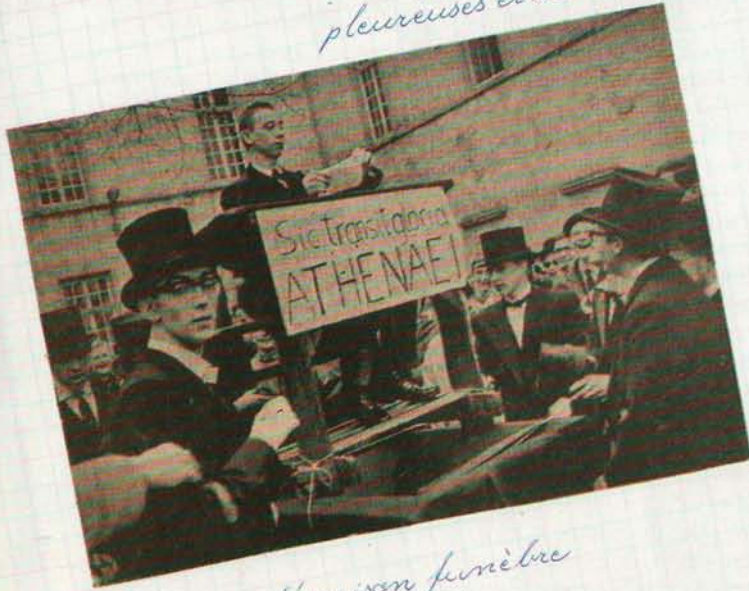
Pêle-mêle j'évoquerais les chiottes nau-séabondes, le hangar aux bicyclettes, le grincement des escaliers, le gymnase étriqué (qui signalait bien que la culture du corps devait le céder à la culture de l'esprit), les professeurs en toge pour les grandes occasions et surtout la petite porte d'entrée étroite qui donnait sur la magnifique cour ombragée par le beau tilleul.

C'est surtout cette petite porte qui continue de hanter mes souvenirs, car éternel retardataire, je n'ai eu que rarement le privilège de pénétrer au sanctuaire par la voie



«Den Ossi», le professeur Oscar Stümper, 1946

*À l'ancienne école,
nous avons fait des funé-
raillies de première classe
avec oraison funèbre, avec
le sanglotement des
pleureuses et tout et tout.*



l'oraison funèbre

*"Que l'Athé-
nit le a*



*supérieures portaient ce ma-
tin le deuil. Les jeunes filles
arrivaient en classe en robe
noire et
en crêpe, les
étudiantes se
habillaient de
fe's et d'un
haut de son
au d'un cha-
peau. Un fort
se forma sur
la place du
Théâtre. Un
drapeau noir
précédait un
bière, suivie
de la famille*

*les n.
depuis n.
ment "Le Ju-
n'y avait
s'il n'avait pas*

royale, c'est-à-dire le grand portail à deux battants. C'est le concierge qui régnait sur ce portillon tel Cerbère et pour ceux qui arrivaient en retard (d'ailleurs toujours les mêmes) ce chas avait tout des fourches caudines et de l'humiliation qu'elles impliquent. L'appellation Athénée n'évoque-t-elle d'ailleurs pas, du moins phonétiquement, les prytanées militaires? Le manque de discipline et de ponctualité était en tout cas sévèrement sanctionné en ces temps.

Les beaux poêles en fonte, qui restaient en fonction malgré l'installation du chauffage central dans les classes qui donnaient sur la cour, sont pour moi un souvenir des plus précieux, ceci d'autant plus qu'ils nous permettaient de prendre notre revanche sur des professeurs particulièrement pénibles en y déposant des marrons, qui explosaient en semant la panique.

Pour nous et pour la plupart des Luxembourgeois tout cela représentait tout simplement le „Kolléisch". Cette appellation, qui ne semble pas avoir survécu longtemps au déménagement fatidique de 1964, évoquait non seulement l'ancien collège des jésuites mais elle suggérait aussi à notre grande fierté qu'il n'y avait, en dehors de l'Athénée, guère d'autre école secondaire de ce nom et de la tradition qu'il impliquait au Grand-Duché.

Le fait qu'à propos du nouvel Athénée on n'utilise plus que rarement la dénomination prestigieuse de „Kolléisch", semble bien indiquer que le déménagement n'était pas seulement un ravalement de façades, mais qu'il correspondait bel et bien à un nivellement vers le bas, une rentrée dans le rang de cette institution, qui avait laissé son passé prestigieux au vestiaire et qui s'était débarrassée au passage de certaines scories qui avaient fait leur temps, dont notamment le culte excessif voué au latin et à la conception traditionnelle des humanités.

Le 20 mars 1964 nous pénétrions pour la dernière fois dans le vénérable bâtiment de la rue Notre-Dame. Il était acquis qu'après les vacances de Pâques nous devrions rejoindre le *Geesseknäppchen*. Nous avions tous le coeur gros ce jour-là, sentant bien que nous étions les témoins d'un bouleversement qui allait voir des implications allant bien au-delà de notre trajectoire personnelle.

Les élèves des classes terminales portaient le deuil. Tout le monde se rendit compte qu'il ne s'agissait pas seulement de prendre congé des vieux murs. Nous réalismes soudain qu'une véritable cassure allait se produire, qu'il fallait tourner le dos à la ville et que l'exile sur la prairie verte signifiait aussi la rupture d'une certaine osmose avec le

coeur battant de la vieille ville et de tout ce que cela représente en termes d'imaginaire collectif (il faut rappeler à cet égard que le *Märtchen* et les processions de l'Octave, atmosphère dans laquelle nous baignions à fond comme voisins, étaient des temps forts de l'année scolaire et sources de multiples distractions dans un ordinaire scolaire passablement ennuyeux).

Les jeunes filles des Cours Supérieurs arrivaient ce jour-là en robe noire et en crêpe, les étudiants en habit noir et coiffés d'un haut de forme ou d'un chapeau melon. Un cortège funèbre se forma sur la place du Théâtre et la bière était précédée d'un drapeau noir (aucune allusion politique, mai '68 sera pour plus tard et, loin du centre-ville, relativement peu spectaculaire; faut-il en conclure qu'une des raisons du déménagement doit être vue dans le souci des autorités de se débarrasser d'une source d'agitation et de désordres potentiels en plein centre de la ville?), suivie de la „famille" éplorée.

Une émouvante cérémonie d'adieu eut lieu dans la cour de l'Athénée avec discours de circonstance et sonnerie aux morts. Des larmes discrètes furent même versées par quelques âmes particulièrement nostalgiques et pas seulement par les pleureuses du cortège funéraire officiel. L'émotion était à

son comble et pas feinte du tout. Tout le monde se rappelait instinctivement les strophes bien senties d'un poème de Nikolaus Welter qu'on a dû potasser à l'époque:

*„Sei mir gegrüßt, du grauehrwürdiges Haus!
Von alter Zeiten Not und Kriegsgebraus
Bis zu dem Glück der Gegenwart hindurch
In deinen Mauern wohnte Luxemburg.“*

L'Athénée vieille manière a-t-il bien mérité de la jeunesse et de la patrie? La réponse semble aller de soi. Mais il n'empêche qu'à travers les âges les buts assignés à l'enseignement qu'on y dispensait ont considérablement évolué et souvent changé. Les extrêmes oscillent entre l'image d'un repère du conservatisme ainsi que d'un certain élitisme et celle d'un instrument d'émancipation dans la bonne tradition humaniste. La vérité se trouve sans doute entre les deux. Comment pourrait-il en être autrement dans un pays où les forces politiques symbolisées par ces deux extrêmes tiennent la balance?

Rappelons quand même que les jésuites poursuivaient avec la fondation de leur collège des visées idéologiques très précises comme l'a noté Alphonse Sprunck: „Quand les doctes pères de la Compagnie de Jésus commencèrent définitivement à Luxembourg leurs leçons le 1^{er} octobre 1603, ils entendaient surtout consolider la foi catholique dans un pays où les principes des réformateurs avaient gagné quelques adeptes.“

Mais cette orientation de départ n'a pas nécessairement portée à conséquence dans les siècles à venir et même à mon époque l'esprit voltairien était assez bien représenté au corps professoral. Je me souviens aussi de notre professeur de religion en 6^e, un homme nettement en avance sur son temps. Il s'était mis dans la tête qu'il convenait de nous donner une instruction sexuelle pour nous mettre à l'abri à temps des vices de la ville. Or cela n'était nullement prévu au programme. Notre professeur n'y allait pas de main morte et dessins explicites à l'appui, que dans notre naïveté nous primes presque pour des graffiti, il nous initia aux mystères de la chair. Sachant que ses arrières étaient loin d'être assurés et pas si sûr de son affaire, le brave homme veillait scrupuleusement à ce que personne ne sorte de la salle avant que le tableau noir ne soit complètement nettoyé!

Sous le régime napoléonien la vénérable institution, rabaissée au rôle de simple „école secondaire“, devait répondre à des finalités beaucoup plus terre à terre, qui ont durablement influencé sa destinée ultérieure, l'aspect militaire en moins: „Le souverain assignait à l'enseignement moyen comme but principal la formation de bons officiers et de fonctionnaires zélés et dévoués à son régime.“

Il est vrai que l'Athénée ne renonçait pas pour autant à une certaine vocation élitiste

comme en témoignent ces phrases de l'abbé Pierre Elcheroth, professeur de philosophie et de religion à mon époque: „Si l'adolescent au sortir de nos écoles secondaires considère le privilège de sa culture et de sa future profession non pas en premier lieu comme un moyen de s'enrichir et de se créer une vie agréable, mais comme une obligation et une charge vis-à-vis de la société et de ses frères, non pas comme un *beneficium*, mais comme un *officium*, l'enseignement classique aura réussi dans sa tâche de formation sociale.“

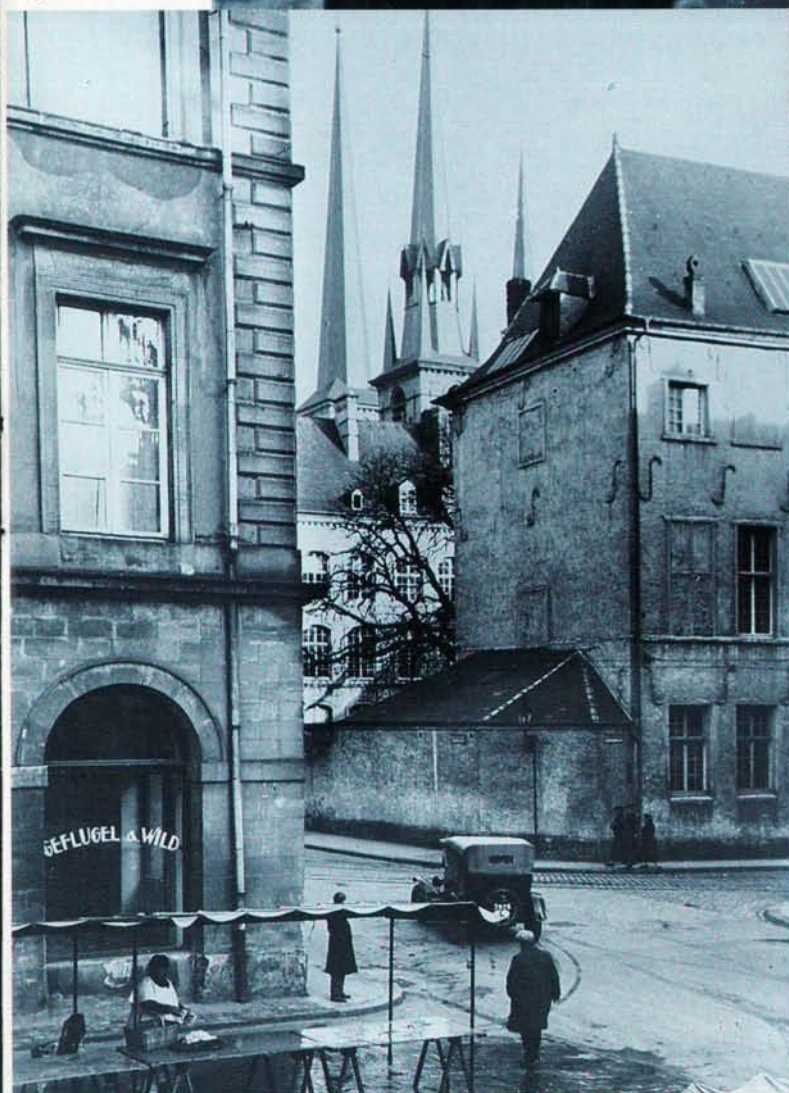
Il y avait certes un certain élitisme qui hantait ces lieux et on cherchait manifestement à nous inculquer ce que les sociologues appellent un *habitus*. L'ancien ministre de l'éducation nationale Pierre Frieden a parfaitement décrit cette ambition dans sa préface au livre jubilaire édité en 1953 à l'occasion du trois-cent-cinquantième anniversaire de la fondation de l'Athénée: „Cette jeunesse qui traverse la province pédagogique d'un pas pressé, oublieuse et souvent ingrate, emporte avec elle et malgré elle une empreinte commune, une continuité, une communauté et une solidarité, un air de famille, une parenté... Avoir été de la même classe, c'est plus qu'être contemporains, c'est avoir bu aux mêmes sources, respiré le même air, pris le même moule spirituel.“

Athénée de Luxembourg par Bertrand, Lithographie de Jobard, 1835



Vers 1955

Coin rue
Notre-Dame
rue de l'Athénée
Photo
Batty Fischer
1938



On ne se hasarderait pas à confronter ces propos inspirés avec les changements intervenus depuis 1953. Il est de fait que le vernis culturel qu'on s'employait à nous donner résiste de moins en moins bien à l'épreuve du temps. Déjà à l'époque il était devenu fort douteux que l'Athénée était encore capable de s'acquitter convenablement de cette mission altière. Le déclin d'une certaine tradition des humanités était perceptible même avant le déménagement. Ainsi, en mon temps, l'Athénée, qui était avec le lycée classique de Diekirch la seule institution à proposer le grec classique, n'était plus vraiment en mesure de satisfaire à cette ambition. En 1961 nous n'étions plus que trois inconditionnels à choisir cette voie. Le déclin, ou plutôt l'adaptation à de nouvelles réalités, était devenu inexorable et le déménagement aidant, on allait assister à une modification de fond en comble des traditions. Le regard condescendant qu'on pouvait jeter sur les barbares (au sens littéral: ceux qui ne parlent pas le grec) était un de ces acquis dont il fallait se défaire bientôt.

Il reste que l'Athénée vieille manière était un lieu de différenciation, si ce n'est un lieu de distinction où on pouvait se nourrir de ces références croisées qui se renforcent et se légitiment mutuellement, produisant inséparablement la croyance dans la valeur des choses, l'idolâtrie, qui est le principe même du plaisir cultivé, et le charme inimitable qu'elles exercent objectivement sur tous ceux qui, possesseurs possédés, peuvent entrer dans le jeu.

Ce sentiment d'appartenir à une „élite” habitait et habite certainement tous les „anciens” de l'ancien Athénée, même si on en fait parfois un peu trop en l'absence d'une certaine discrétion que la véritable élite sait mettre dans l'affirmation de cette appartenance.

Mario Hirsch

Erinnerungen an *Sainte-Sophie*
vor dem zweiten Weltkrieg

♦ Jahrgang 1934/35

An einem der leider so vielen nassen Regentage des Wonnemonats Mai 1987 versammelte sich meine Familie in der weiten Halle unseres Stadthauses zur Ziviltrauung des jüngsten Sohnes. Eine andere Trauungszeremonie ging der unsrigen voran. Wir war-

teten also ab, bis die Reihe an uns kam und hatten dabei Gelegenheit, uns die von der Gemeinde organisierte Photo-Ausstellung über das alte Viertel um die Kathedrale anzuschauen, wie es vor dem zweiten Weltkrieg ausgesehen hatte.

Die Nachbarschaft der Kathedrale machte seinerzeit hauptsächlich das alte Priesterseminar, die frühere Lehrer-Normalschule und das Pensionat und Internat Sainte Sophie aus.

Das Pensionat Sainte Sophie! Wie viele Erinnerungen wurden bei dieser Betrachtung wachgerufen!

Die kleine *Seminärgässel*, die vom Boulevard Roosevelt her zur Schule führte, ist verschwunden. Ebenso der etwas ansteigende schmale und krumme *Schoulbiertg*, die *Rue de Clairefontaine*, die am alten Blum-Haus vorbei in die *Rue de la Congrégation* einmündete. Von dort gelangte man von der Stadtseite her zum Haupteingang, zur *Grande Porte* von Sainte Sophie. Durch diese *Grande Porte* mußten wir immer, wenn wir einmal (oder auch öfters) zu spät zur Schule kamen. Wir mußten dann bei der *Soeur tourière*, deren wachsamen Augen nichts entging, darüber Rechenschaft ablegen, ebenso wie wir Erklärungen abgeben mußten über unser eventuelles vorzeitiges Aus-der-Schule-Fortlaufen, es sei denn, es gelang uns, den günstigen Augenblick zu nutzen, um unbemerkt entweichen zu können.

Durch den Haupteingang von Sainte Sophie gelangten wir in den großen *St. Pierre-Fourrier-Hof*. Dieser Hof war den vorwitzigen Blicken aller Unbefugten entzogen und hermetisch umschlossen von der Kapelle, der *Communauté* und dem *Cours Normal-Schulkomplex*. Heute ist dieser Hof öffentliches Reservat geworden. Die Kapelle ist abgerissen. Das ausschließlich den Schwestern vorbehaltene *Communauté-Heiligtum* ist zum *Hôtel de Bourgogne* anobliert worden. Nach wie vor ist das Betreten dieses Heiligtums nur einer eingeweihten Minderheit reserviert. Im *Cours Normal-Gebäude* werden heute keine mathematischen Gleichungen mehr doziert, vielmehr werden dort die staatlichen Finanzen kontrolliert und auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, beziehungsweise auf ein absolutes Minimum reduziert.

Die *Kapell-Voûte*, die *Küche* und das darüber gelegene ehemalige *Réfectoire* sind eine offene Straßenpassage geworden. In den Klassenräumen, wo früher die Schülerinnen ihre täglichen sechs Stunden absaßen, verbringen heute Staatsbeamte ihren Achtstundentag. In der *Infirmier*, wo die Inter-



nen gesundgepflegt wurden, bemühen sich die Staatsbeamten, die öffentlichen Dienststellen gesundzuerhalten oder zu sanieren.

Zufällig betrachtete ich letzthin einmal, wie in der früheren *Préfecture* jemand seelenruhig zum Fenster hinausschaute. Wir Schülerinnen durften nie in der *Préfecture* gemütlich nach draußen gucken. Wir mußten uns mit etlichem Herzklopfen Ausflüchte ausdenken, mit welchen wir unser ungebührliches Verhalten der *Mère Préfète* gegenüber zu rechtfertigen versuchten. „Vous irez à la préfecture!“ war eine von uns Schülerinnen nicht geschätzte Strafandrohung, die meistens ihre Wirkung nicht verfehlte.

In der *Grande Salle*, der Aula, die auch als Turnsaal diente, drängen sich heute um die Mittagszeit die hungrigen Staatsbeamten. Der ehemalige Festsaal ist also zum Eßsaal geworden. Zu welchem Nutzen die *Salle d'Etudes* auf der ersten Etage über der Staatskantine umgebaut wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Immerhin dürfte eines feststehen: in dem zum *Boulevard Roosevelt* hin gelegenen Gebäudeteil des ersten Stockwerks wird kein *Piano* mehr in den abgetrennten Kabinen geübt; das kaputte Fenster würde die Instrumente morsch werden lassen, wenn sie es bis dahin nicht bereits wären.

So ändern sich die Zeiten! So ändern sich auch die Sitten!

Ich wohnte während der diesjährigen *Oktave* der *Sainte Sophie*-Messe in der Kathedrale bei. Der *Aumônier* wußte die anwesenden Teilnehmer zu gemeinschaftlichem Singen und Beten anzuspornen. Die heutigen *Sainte Sophie*-Schüler und Schülerinnen waren luftig gekleidet: Hosen, Jeans oder fliegende Röcke, bunte ärmellose Hemden und Blusen. Niemand trug eine Kopfbedeckung. Wir übrigens auch nicht mehr!

Diese Beobachtung erfreute, weil sie die heutige Aufgeschlossenheit des *Sainte Sophie*-Pensionates dokumentierte. Dabei tauchten jedoch bei mir Erinnerungen auf, die einem andern Geist entsprachen, dem damaligen sehr strengen Zeitgeist.

„Mädchen, schlägt die Augen nieder“, wurde den Internen zugeflüstert, wenn wir auf unserer täglichen Promenade in der Mittagspause zufällig einmal den *Konvikts*-Schülern begegneten.

Über dem *petit salon*, gegenüber der *Préfecture*, war ein Schulraum gelegen, dessen Fenster einem Klassenzimmer der Lehrernormalschule gegenüber lagen. Schülerinnen der *II^e* waren in diesem Schulsaal einquartiert. Für sie bestand eine tägliche kleine Freude darin, morgens beim Lüften des Schulsaaes den Schülern der Lehrernormalschule *Rendez-vous* zum gemeinsamen Fensteröffnen zu geben und ihnen dabei ein Auge zuzudrücken. Harmloser ging es wohl nicht! Dieser „Unfug“ wurde sofort gestoppt, als eines schönen Tages – vielmehr eines traurigen Morgens – die *Mère* zu früh in den Schulsaal hereinschneite und die „unkeuschen Missetäter“ beim gegenseitigen Zuwinken ertappte. Tags darauf wurde die *II^e* in einen andern Schulsaal umquartiert.

Die heutigen *Sainte Sophie*-Schülerinnen trugen ärmellose Blusen! Auch das gestattet eine schmunzelnde Erinnerung: Wir mußten immer lange Ärmel an unsern Kleidern und Blusen tragen. Wir wollten das aber nicht, also kauften unsere Eltern einen Meter Stoff mehr und fertigten uns „Stutzärme“, die mit einem Gummiband unter die Kurzarme der Kleider und Blusen eingestribbt wurden. Auch diese Schamlosigkeit wurde entdeckt. Von da an durften wir unsere Schulschürzen erst im Klassen-

zimmer selbst, vor den Augen der *Mère*, anziehen.

Barhäuptig waren die *Sainte Sophie*-Schülerinnen erschienen, und dies sogar in der Kirche! Wir durften nie ohne *Beret* die Schule betreten. Manchmal vergaßen wir, in der *Seminärgässel* oder im *Schoulbiert* die Mütze aus der Mappe zu ziehen und schnell aufzusetzen. Dann allerdings war eine mehr oder weniger strenge Strafe fällig, je nachdem ob dies zum ersten oder zum sovielten Male geschah.

A propos „ohne *Beret* und buntgekleidet“! Wir mußten jeden Sonntag um acht Uhr früh zur Messe in die *Sainte Sophie* gehen. Und zwar in Uniform, d.h. in schwarzem Kleid und Mantel, mit weißem „Uniformshut“ und schwarzen Strümpfen. Zu Beginn eines jeden Schuljahres erhielten wir einen neuen Uniformshut. Der Hutmacher erschien mit seinen *Hudelueden* in den jeweiligen Klassensälen und probierte die Hüte an. Wenn der Hut über die Ohren fiel, war er zu groß. Hielten die Ohren den Hut jedoch zurück, war die Größe meistens gut, auch wenn der Hut zu klein war.

Meine Anekdoten-Erzählerin berichtete mir, daß sie es einmal gewagt hatte, der für die Hüte zuständigen *Mère* zu sagen, die Schülerinnen eines bestimmten Pensionates hätten stets so schicke „kleine“ Uniformshüte, und keine mit solch großem *Bord*! Zur Antwort erhielt sie: „Oui, mais pour bien porter ces petits chapeaux, il faut être joli, et alors . . .“. Nichts für ungut. Auch in der *Sainte Sophie* gingen nichtsdestoweniger hübsche Mädchen ein und aus.

Nach der Sonntagsmesse tranken wir *Kaffi* im *Réfectoire*; die *Kichelcher* hatten wir uns zuvor bei *Goerens'en* eingekauft. Nach dem *Kaffi* wurde *Plain-Chant* eingeübt, bzw. erhielten wir in der *Salle d'Etudes* eine *heure de politesse*. An nachstehenden Ausspruch möchte ich beispielsweise erinnern: „Je ne comprends pas, disait Henri IV, qu'on soit malélevé ou sale, quand il suffit d'un coup de chapeau pour être poli et d'un verre d'eau pour être propre!“ Oder auch an folgenden, eher lustigen Satz: „Mes chères





enfants! Dans votre table de nuit vous avez un petit instrument, dont il ne faut se servir que pendant la nuit, et encore sans faire du bruit!" Immerhin war und blieb für uns die *Politesse* etwas Selbstverständliches.

Ich möchte darum auch keineswegs diese *heures de politesse* verulken oder herabspielen. Im Gegenteil! Nachträglich danken wir unsern *Mères* für die gute Erziehung und liebevolle Betreuung, die uns in *Sainte Sophie* zuteil wurde. Sofern vielleicht gelegentlich übertriebene Strenge angewandt wurde, so entsprach dies dem damaligen Zeitgeist, der alle Schwesternpensionate beherrschte.

Und hatten wir in den Augen der *Mères* eine *gestücht*, dann wirkte sich dies auf den wöchentlichen *tableau d'honneur* aus. Auf diesem *tableau d'honneur* wurden Noten für *conduite*, *application*, *politesse*, *ordre* und *conversation* erteilt. – *Conversation!* Ja, wir sollten uns immer auf französisch unterhalten. Das taten wir natürlich nicht. Wenn aber eine *Mère* in der Nähe vorüberging, konnte sie immer Ausrufe hören, wie *est-ce possible*, *certainement*, *oui*, *oui*, *non*, *non* und ähnliches. Aber sobald die *Mère* sich etwas entfernt hatte, *babbelten* wir fröhlich auf luxemburgisch weiter. – Je nach den auf dem *tableau d'honneur* zugeteilten Noten, figurierten wir mit einer *Eins*, *Zwei* oder *Drei*, oder überhaupt nicht auf dem *tableau*. Uns Schülerinnen hätte dies wohl nicht so sehr verdrossen; schlimm allerdings wurde die Angelegenheit, wenn wir unser *tableau d'honneur* zu Hause von den Eltern unterschreiben lassen mußten!

Die *tableau d'honneur*-Noten wurden jede Woche feierlich vor der Klasse vorgele-

sen. Die *Révérènde Mère* und die *Mère Préfète* vollzogen diese Zeremonie jeweils selber. Bei ihrem Eintritt in die Klasse mußten wir alle aufstehen und, während wir eine *Reverenz* zogen, deklamierten wir alle zusammen: „Mes Révérendes Mères, nous avons l'honneur de vous souhaiter le bonjour!" Danach erfolgte dann das Vorlesen der Noten mit anschließendem Kommentar. Manch eine von uns bekam dabei wohl auch ihre *Predigt* gehalt!

Die guten *Mères*! Viele unserer alten Lehrerinnen hat der Herrgott bereits zu sich berufen, andere erfreuen sich noch ihres hohen Alters. Wir jedenfalls sind immer froh, wenn wir uns mit ihnen über *unsere Zeit* unterhalten können. Die *Sainte Sophie*-Schwestern unserer Generation haben wir vielfach außerhalb des Klosters als gute Freundinnen gekannt oder haben mit ihnen das gleiche *Guide*-Ideal geteilt. Und betreffend Nachwuchs von jüngeren Schwestern besteht sicherlich für *Sainte Sophie* das gleiche Problem, wie es für alle religiösen Orden der Fall ist.

Die *Cours* in den Oberklassen wurden vielfach von auswärtigen Professoren gehalten. Sofern es sich dabei um Herren Professoren handelte, saß jeweils eine *Mère* als *Surveillance* hinten im Schulsaal. Aber auch die *Mères* dozierten im Pensionat, unter ihnen auch viele ausländische Schwestern.

Die ältere *Mère St. Jean* kam aus Schottland. Sie gab Englisch in den Oberklassen von IV^e bis I^{re}. Sie verstand kein Wort Deutsch. Nach einer Sonntagspredigt in der Kapelle sagte sie uns einmal: „I am so pleased, because the priest spoke about Scotland! Did he perhaps speak about me,

because I always heard him say *Highland(s)*, *Highland(s)*!" Wie sehr mußten wir die *Mère St. Jean* enttäuschen, als wir ihr erklärten, *Heiland* bedeute auf englisch *Saviour*! – Wenn wir zu zweit oder zu dritt, Arm in Arm, durch die Gänge schlenderten, war es stets ihr Bemühen, uns voneinander loszukoppeln. Dabei bemerkte sie dann liebevoll in dem ihr eigenen Französisch: „Ecartez-vous, mes enfants, nous voulons passer!"

Die *Mère Louis de Gonzague (de Flory)* stammte aus dem englischen Oxford. Auch sie gab Englisch und dazu noch Gesangskurse. Im letzten Fachgebiet fragte sie uns: „Qu'est-ce que la portée?", sprach dies aber *portéi* aus. Und die stereotype Antwort hierauf lautete stets und immer: „C'est pour mettre les *cléi(s)*!"

Die *Mère du Rosaire (Rousi)* kam aus Frankreich. In einem von einer damaligen Schülerin (später Literatur-Professorin) verfaßten Gedicht über sämtliche *Mères* und Professoren aus *Sainte Sophie* hieß es: „*Mère du Rosaire* riecht nach Import; sie stammt aus einem fränk'schen Ort. Man hat, da es an Nonnen mangelt, sich diesen selt'nen Fisch geangelt." Die *Mère du Rosaire* unterrichtete speziell in Geschichte, und sie erzählte uns dabei viele kleine Anekdoten aus der großen Geschichte. „*La Reine Anne*" (sie sprach es *Reine Ane* aus), *elle avait dix-neuf enfants qui sont tous morts en bas âge!*" Dann lachte sie sich regelrecht ins Fäustchen. Oder sie mahnte uns vor zu lockeren Sitten: „Ah, mes enfants, les âmes vont en enfer comme les flocons de neige tombent en hiver!"

Die französische *Mère Ste. Marie (de Jacco)* lehrte uns Grammatik. Sie exerzierte diese im Jahre des *Passage*-Examens bis zur Vergasung mit uns durch. Immerhin sind ihre Schülerinnen bis heute noch sattelfest in der *grammaire & syntaxe françaises!*

Die Schülerinnen von *Mère Gertrude* waren ebenso sattelfest in der lateinischen Grammatik!

Ich könnte fortfahren, die *Mères* von *Sainte Sophie* einzeln aufzuzählen. Im nachhinein betrachtet, waren sie alle sympathisch und gaben sich viel Mühe, uns – die wir unser undankbares Pläsierehen daran hatten, sie ein bißchen „rosen" zu machen – etwas beizubringen.

In dankbarer Freude schrieb ich diese Erinnerungen nieder und bediente mich dabei aus dem Anekdotenschatz von *Line Erben*. Den *Mères* von *Sainte Sophie* – ihr feierlicher Titel hieß: *Les Chanoinesses Régulières de Saint-Augustin, dont le zèle de l'instruction est le sujet de leur vocation* – will ich damit im Namen vieler, wenn nicht aller ehemaligen Schülerinnen die Anerkennung aussprechen dafür, daß sie sich große Verdienste in der Erziehung und im Unterrichten der damaligen Jugend erworben haben. Dabei möchte ich den Wunsch aussprechen, daß es ihnen gegönnt sein möge, noch lange Zeit im Luxemburger Land im Dienste der Jugenderziehung wirken zu können!

Jeanne Neyens

„L'intelligence du cœur“

Erinnerungen an die alte Lehrer-Normalschule

Heute beherbergt das schlichte Haus Nr 5 der *Rue de la Congrégation* die einzige Primärschule der Altstadt. *Dat aalt Gebei* hieß diese Schule in Lehrerkreisen, im Gegensatz zu *dat neit Gebei* für die am Boulevard Royal gegenüber der Hauptpost gelegene Schule. *Aldringer-Schule* und *Alte Schule* wurden sie von den neuen Herren zwischen 1940 und 1944 genannt.

Eigentlich müßte die Geschichte der Kongregationschule in einem dickleibigen Band ihren Platz finden. Doch es sei einem Altlehrer erlaubt, aus seinen Studierenerinnerungen aus den Jahren 1925-1929 kurz über diese Schule zu plaudern.

1925 teilten sich drei sehr unterschiedliche Schulen dieses weiträumige Gebäude: 6 Primärschulklassen, 3 Knaben- und 3 Mädchenklassen in der Mitte, in dem Flügel dicht an der protestantischen Kirche die Lehrernormalschule und im äußersten Flügel zur Hl.-Geist-Gasse hin seit 1911 das Mädchenlyzeum, welches 1926 in die neue Schule auf Limpertsberg umzog.

Mit den vornehm gekleideten, schmucken Bürgertöchtern durften wir nicht sprechen, sie nicht einmal anschauen. Es war verboten. Verboten war auch, einer Sportvereinigung anzugehören, eine andere als die eigene Schulbibliothek oder die Patresbibliothek zu besuchen; es war verboten, ins Kino zu gehen oder ein Wirtshaus zu betreten, zu rauchen usw. usf. Oberstes Gebot war korrektes, unauffälliges Benehmen, damit in diesem Schulviertel die künftigen Lehrer nicht unangenehm auffielen.

Schulviertel? Der nahe Schulberg trug seinen Namen zu Recht. Dort kreuzten sich Zöglinge aller Schultypen, die auf engem Raum um die Kathedrale geschart ihren Sitz hatten. Das Athenäum, *de Kolléisch*, in der *Jufferngässel* das Priesterseminar, Schule und Pensionat Ste Sophie, dicht daneben zum Schulberg hin zwei Klassen der Mädchenoberprimärschule, in der Hl.-Geist-Straße die Lehrerinnen-Normalschule in den alten Adelshäusern der Herren von Ouren und Wiltz. Schon im April 1930 zogen unsere *Cousinchen*, wie unser gemeinschaftlicher Religionslehrer Hochwürden Victor Wagner, *de Vikki*, sie uns nahebrachte, aus dem feuchten, muffigen Gemäuer in die Weiträumigkeit des Walferdinger Schlosses. Rekruten aus der Freiwilligenkompanie, die einmal Polizist, Gendarm, Förster, Post- oder Zollbeamter werden wollten, besuchten Kurse in



1949

diesem Viertel, und mit Notenmappen und Geigenkästen eilten die Musikschüler zum nahen Konservatorium.

Zum Athenäum mußten wir zum Turnen, in die Obhut des militärisch ausgerichteten Herrn Nic. Thommes, *den Ditto*, *maître d'escrime et de gymnastique*. Wir gingen gerne zu ihm. Wohltuend war die körperliche Betätigung etliche Stunden in der Woche, als Ausgleich für das dauernde Sitzen. Besonders liebten wir es, wenn wir hinunter durften ins nahe Petrußtal zu Langlauf, Staffellauf und Schleuderballspiel. Weiter ging es zu Chemie- und Physikkursen in die betreffenden Hörsäle des *Kolléisch*. Den Physikkurs des Herrn Koppes, genannt *de Jhângi*, besuchten wir mit einem gespannten Angstgefühl. Dieser ungeduldige, leicht aufbrausende Herr überraschte durch unvermittelt über uns hereinbrechende Katastrophenstimmung. „Mein Herr, Sie sind gar kein Herr, Sie sind ein Esel, mein Herr“, war eine gern gepflegte, höfliche Anrede, mit der er die an physikalischem Wissen Mangelnden auszeichnete.

Chemielehrer Pierret, wegen seiner aufrechten Haltung *den Zaldot* genannt, war unser verantwortlicher *Régent de classe*, damals, als das hübsche Völkchen der

Lyzeumsschülerinnen, leichtgeschürzt und anmutig zum nahen Schulfest einen Reigen im Hof, dicht unter unsern Klassenfenstern, einübte. Unsere jugendhafte Begeisterung äußerte sich in allzu lauten Anerkennungsrufen. Klage beim Herrn Direktor Simmer, unwillige Reaktion des auf rechte Zucht bedachten Herrn Pierret. Abschreiben von 60 Seiten aus dem von ihm so sehr kritisierten Geographiehandbuch *Fallex et Marey*. Lähmendes Entsetzen der verdutzten Klasse, welche mitten im Hochdruck der Prüfungszeit stand. Kriegsrat. Als Klassensprecher mußte ich zu ihm in sein Arbeitszimmer, welches recht wissenschaftlich nach Äther und Säuren duftete. Herr Pierret war auch unser Biologie- und Geographielehrer. Gütig lauschte er meiner entschuldigenden Darstellung des an sich harmlosen Vorgangs, ein Hauch von komplizierendem Schmunzeln im linken Mundwinkel war schnell unterdrückt. Dann entließ er mich: „So der Klass, et wier gutt esou.“ Dies brachte uns den sonst so distanten Herrn so nahe, daß wir in der Folge seine Eigenart gerne hinnahmen.

Dieser ungemein gelehrte Herr verstand es, uns andere große Pforten des Wissens aufzustoßen, wenn er den stereotypen Lauf der Pflichtstunden unterbrach und mit etwas erhobener Stimme, den schmalen Hals aus dem überhohen Stehkragen hochreckend, seinen kurz-sichtigen Blick in fernste Fernen gerichtet, von Dingen sprach, die wir nie gehört, nie geahnt hatten. Er sprach von der ungeheuren Kraft, welche im Atom ruht, er sprach von den der Menschheit verlorengegangenen intuitiven Kräften.

Sternstunde unserer Studienzeit war es aber, als er einmal vor uns trat, sich leicht mit vorsichtigen Fingerspitzen auf den vordersten Tisch stützte und über das Thema sprach: *Die Welt ist ein Gottesgedanke*. Nie hatten wir Ähnliches gehört, so schön, so hehr, so klar, so fromm. Tiefempfundene Dankbarkeit an diesen so bescheidenen, tüchtigen Lehrer und Erzieher begleitet uns noch Jahrzehnte danach.

Trotz der Strenge der Hausordnung herrschte in dieser alten Schule doch eine eher väterliche Duldsamkeit. Schulgerichte *am grünen Tisch* fanden nicht statt. Doch, da waren zwei Schüler einmal ausgerutscht, und ihr Besuch eines am Stadtrand gelegenen Lokals, mit allzu starkem Biergenuß, wurde der Schule zugetragen. Am grünen Tisch



befragt: „Wat hut dir do gemat?“ fand einer von ihnen die verblüffend treffende Antwort: „E schlechten Androck, Här Direktor“. Befreiendes, erlösendes Gelächter in der Runde. „Maacht näischt méi esou, Jongen“, beschied der Direktor die Delinquenten und entließ sie. „Jo Chef“.

Direktor Nic, Simmer leitete mit unaufdringlicher Autorität das disparat zusammengesetzte Lehrerkorps und die rund zwei Dutzend Schüler. Draußen suchten über 100 Junglehrer Anstellung und Brotverdienst, die einen in Neubelgien, die andern im Saargebiet. In die Schule wurden nur einige wenige Aspiranten aufgenommen. Ein Jahrgang war nicht besetzt. Die große Wirtschaftskrise warf ihre Schatten voraus.

Der Lehrkörper setzte sich aus einer Reihe alter Herren zusammen, welche kurz vor dem Ruhestand ihre Auffassung *alter Schule* nicht aufgeben konnten oder mochten. Neben sich sahen sie junge Repetenten, aus dem Athenäum, aus dem Lyzeum entlehnt, frisch von den Hochschulen kommend, wo in dem stürmischen Drang der allenthalben aufspießenden Schulreformen der alten Schulwelt das Wasser abgegraben wurde. Wir empfanden diese scheinbare Zwiespältigkeit als wohltuenden Anreiz, das

wertvolle Alte zu wahren und das verlockende Neue zu proben.

An der Spitze der *Chef*. So nannten wir ihn, so nannte er sich. Uns redete er mit *Meng Jongen* an. So kam er zu uns in einer Psychologiestunde auf der Abschlusssklasse, und in kameradschaftlich-wohltuendem Ton erlaubte er uns zu rauchen, nur nicht in und im Umkreis der Schule. Und wenn wir einmal zum Kegeln, zum Bier gehen würden, so wäre er selbst auch mal gern mit von der Partie. Er kam wirklich, war in unserer Runde, einer von uns, bubenhaft heiter, aufgeschlossen und entspannt.

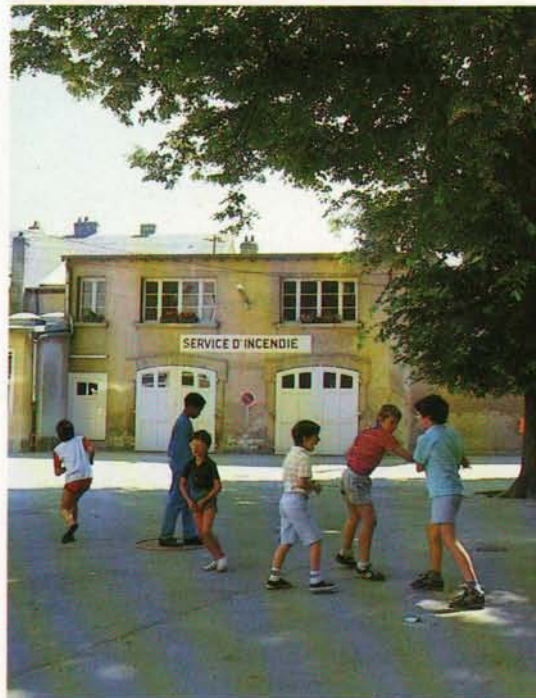
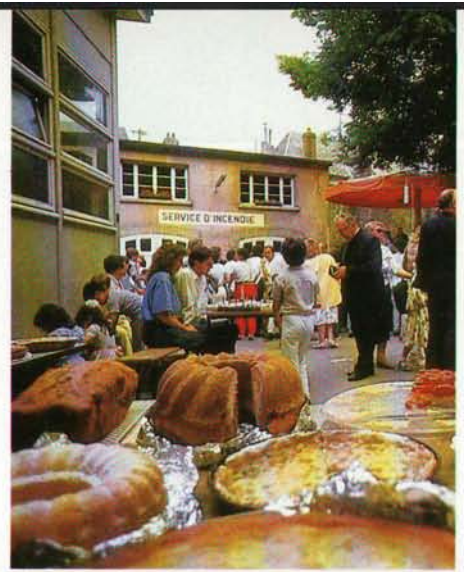
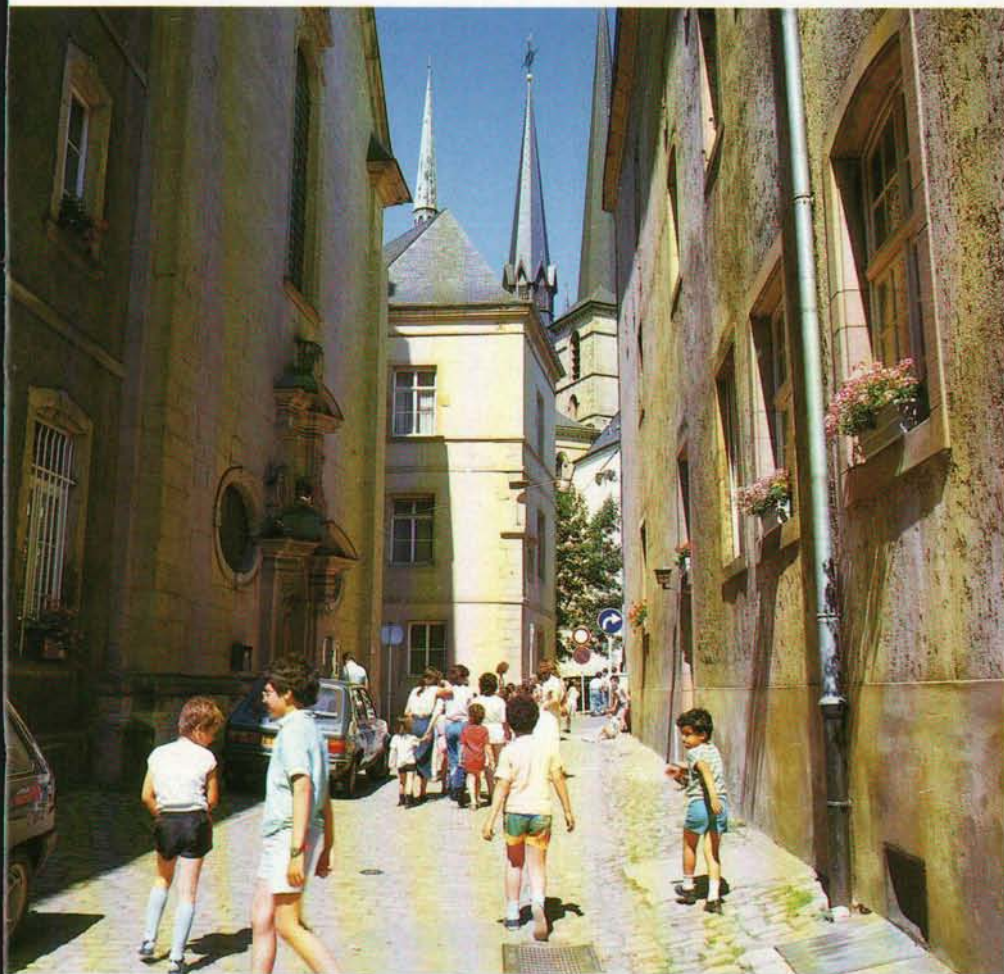
Sein pädagogisches Konzept lautete: Vertrauen schenken. Wir achteten diesen Vertrauensbeweis sehr hoch. Er brachte mehr Bereitschaft zu diszipliniertem Benehmen als die strengsten Verbote.

Immer wieder sehen wir ihn in dankbarer Rührung, wie er behäbig, den Freuden des Lebens nicht abhold, Güte ausstrahlend, diese pädagogische Anstalt leitete mit dem Grundsatz, daß in der Erziehung, in der Führung der Menschen der wichtigste Grundstein liegt: *l'intelligence du cœur*.

„O Jongen, wat maachen se hei mat engem?“ so sprach er zu seinen früheren Schülern Ed. Barbel und Nic. Bosseler, als

diese ihn auf dem Lagerplatz im KZ Natzweiler splinternackt in der Kälte stehen fanden und ihn in sorgende Obhut nehmen konnten.

So agierten sie fast alle, die an unserer Ausbildung maßgeblich beteiligt waren, je nach Veranlagung, nach Lebensauffassung, nach Gesundheitszustand: die einen mürisch, fern, explosionsbereit, griesgrämig, verdrossen, die andern quicklebendig, jung trotz ihrem Alter, Begeisterung für ihre Arbeit nicht verbergend, wieder andere gelassen, väterlich, humorvoll, weitere einfach, bäuerlich, aufrecht oder vornehm, präzise, distant, tüchtig, doch alle erfüllt von der Würde ihrer Mission. Deshalb forderten sie viel, forderten sie den ganzen Einsatz aller Fleißreserven, vermittelten Sinn für Arbeitsbereitschaft, Begeisterungsfähigkeit, Freude am künftigen Beruf, nicht durch langweilig vorgetragene Tiraden, leere Worte, pathetische Aufrufe, sondern durch ihren täglich treu geleisteten Dienst, durch Überzeugung und unaufdringliche, ermutigende Güte.



Weißt du noch, wie wir dem Methodiklehrer schon am 4. Dezember zu seinem Namenstag gratulieren wollten. Es war eine alte Tradition, daß zu dieser Stunde nichts vorbereitet wurde. Es wurde zur Feier des Tages vorgelesen: Lausbubengeschichten, *Contes de Maupassant* und ähnliches. Herr Nic. Goedert, dieser tüchtige Schulmann, welcher das Schulwesen des Landes zu Jahrhundertbeginn sehr geprägt hat, aber jetzt, mit Augenbeschwerden behaftet, sich eher mürrisch und humorlos gab, trug sein Spiel mit seinen zwei Brillen gekonnt vor, stierte uns vorwurfsvoll an und ließ barsch vom Katheder fallen: „Ich heiße doch nicht Barbara“, zückte sein Datzenbüchlein und forderte in methodisch konsequenter Manier und in alphabetischer Reihenfolge jeden von uns zum Hersagen der Lektion auf. Solidarisch kam jedesmal die knappe Antwort. „Herr Professor, ich bin nicht vorbereitet“. „Ich schreibe dir eine Null ein“, echote es ebenso knapp . . .“

Man könnte so vieles erzählen von einem jeden dieser tüchtigen Männer. Von dem Mathematiklehrer Rippinger und dem geistlichen Herrn Michels und dem jungen Herrn Irrthum. Von Kunstlehrer Jean Logeling, *de Stupp*, vornehm, elegant, begeistert

und begeisternd, Gründer des *Art à l'Ecole* und Promotor der Idee einer *Journée des Mères*. Von Violinlehrer Professor Auguste Klein aus dem benachbarten Konservato-

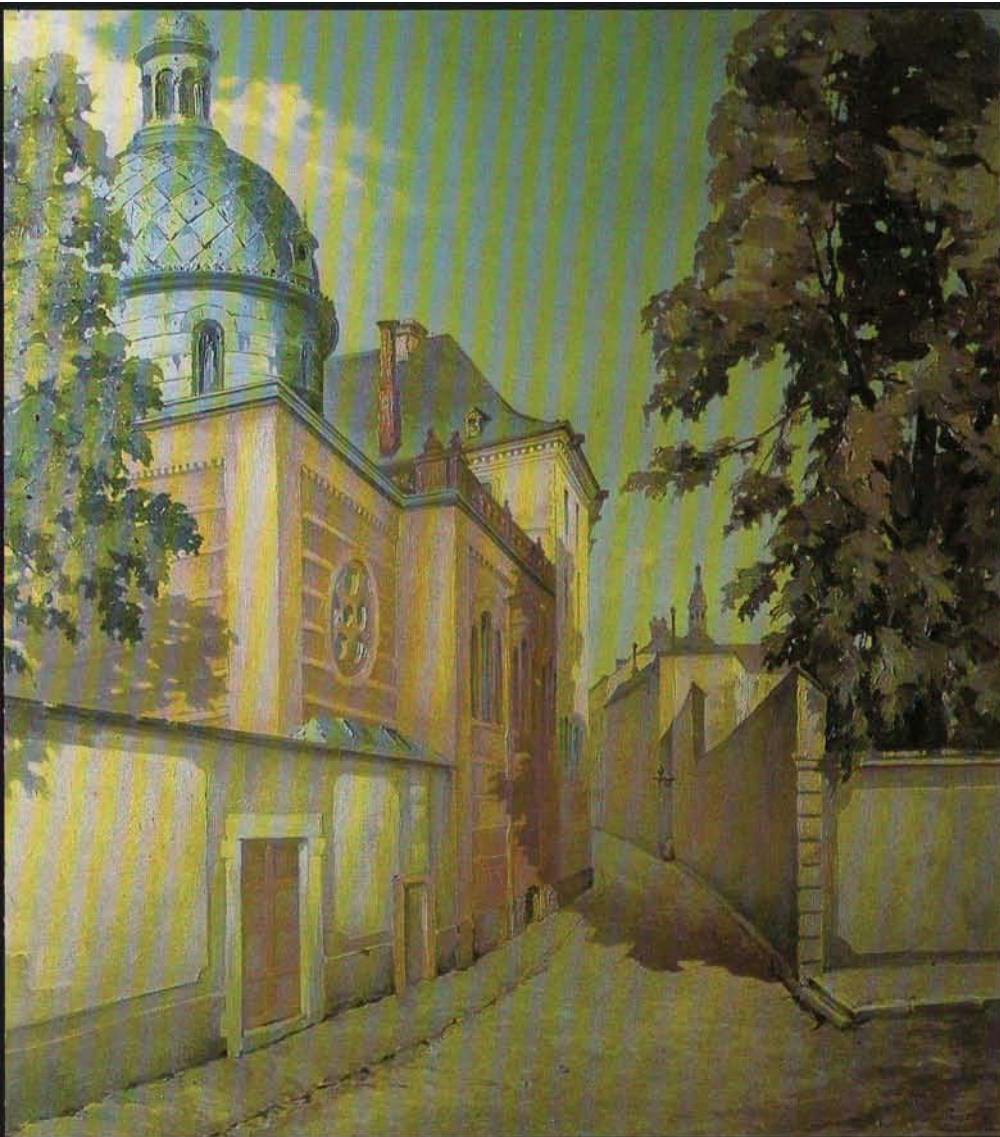


Die Professoren Léon Thyès, Michel Hülsemann und Paul Henckes mit Schülern (1927)

rium, der auch Violinlehrer unserer Großherzogin war. Aus dem Konservatorium kam auch der tüchtige, pflichtbewusste, unermüdliche Lehrer Gustave Simon und führte uns gekonnt und mit viel Geduld in die wichtige Kunst der rechten Diktion ein: *Didon dina dit-on du dos d'un dodu dindon*. Den Musiklehrern Dominik Heckmes und Michel Hülsemann verdanken wir viel. Herr Heckmes, Sohn eines Hagener Lehrers, erzählte gerne schalkhaft aus seinem Leben. So von seinem Besuch auf der Wartburg, wo er sich in illustrier Gesellschaft auch ins Gästebuch eintragen mußte. Er las all die Namen mit *von und zu* und schrieb kurz entschlossen, wie mit Schwerthieb hingehauen: *Dominik Heckmes von Hagen*. In der Runde raunte man von Nibelungenhelden . .

Keiner von ihnen ist noch unter uns. Sie leben weiter im Herzen einer kleinen Schar überlebender Altlehrer. Bei ihren Klassenzusammenkünften sprühen Jahr für Jahr die alten Anekdoten, die Schulgeschichten auf, die Stunden der Angst, der entsagenden Armut dieser Jahre versinken im wohlthuenden Nebel des Vergessens, und es bleibt die Erinnerung an eine schöne Zeit.

Jos. Schumacher



Die 1896 angebaute Kapelle,
gemalt von J.-P. Lamboray

DAS ALTE JESUITENKOLLEG UND EHEMALIGE PRIESTERSEMINAR



Das ehemalige Jesuitenkolleg, dessen Grundriß wir nebenstehend abbilden und in dem Luxemburgs katholische Priester zwischen 1854 und 1930 ihre Studien absolvierten, reicht in seiner Baugeschichte bis in die Anfänge des 17. Jahrhunderts zurück.

1602 war der Jesuitenorden in dieses Stadtviertel eingezogen, und bereits am 1. Oktober 1603 war der erste Flügel des Kollegs vollendet, und 200 Studenten aus Stadt und Land besuchten die drei ersten Klassen. Im Jahre 1608 waren bereits 600 Studenten auf 7 Klassen verteilt.

Im Jahre 1713 dann entstand, dank der Großherzigkeit der Schwestern Elisabeth und Amelia Nidercorn, ein weiträumiger Erweiterungsbau, der sogenannte *Nidercornbau*, der dann fast 150 Jahre später das alte Priesterseminar beherbergen sollte. Dieser Bau nahm die Südfront des Binnenhofes neben der Kirche ein, und ein rechtwinklig angebauter Flügel ersetzte das frühere Refektorium.

Im Erdgeschoß entstand eine offene, gewölbte Verbindungshalle vom Kellegsbau nach dem *Doxale* der Kirche; durch diese Halle gelangte man von der Straße in den Binnenhof und zu den rechten Seiteneingängen der Kollegialkirche.

Im Jahre 1854 schließlich wurden diese beiden 1713 erbauten Teile an das Priesterseminar abgetreten. Drei Stalltüren im Binnenhof erinnerten noch an die Jahre 1826-1854, wo dieser Hof dem *Casernement de la maréchaussée royale* zur Verfügung gestanden hatte.

Georges Heinen, ehemals Pfarrer in Weimerskirch, ruft sich die Gebäulichkeiten, in denen er seine Studienzeit verbrachte, ins Gedächtnis zurück:

„Von hier aus verteilten sich die Zugänge zu den beiden Hauptgebäuden. Ein erster führte an der Sankt-Joseph-Kapelle vorbei in einen weiten Hallenraum, der seinerseits mit der Kathedrale verbunden war und von dem aus eine Holztreppe ins erste Stockwerk führte. Vom Hallenraum gelangte man durch eine Doppeltür in den großen, lichten Hörsaal der Theologen, das *Auditorium maximum*, von dort in den Speisesaal (Refektorium) und schließlich in die 1896 angebaute Kapelle, deren Architektur so gar nicht zum Gesamtkomplex passen wollte. Zu diesem Bau schrieb die „Luxemburger Post“ ironisch am 6. November 1896: „In der That hat sich das, was man «Kapelle» nennt, schon längst zu einem Dörmchen ausgewachsen, das von einem Ignoranten jüngst für eine neue Synagoge gehalten wurde, während ein Kenner behauptete, es könnte auch eine Moschee werden. Wie man sieht, sind wir für «Kuppelwesen» und «Byzantinismus» noch nicht reif.“

Auf der ersten Etage schließlich befanden sich zwei große Hörsäle für Philoso-

phie, die durch eine Trennwand von den Professorenzimmern abgeschieden waren.

Auf dem zweiten Stockwerk gab es neben den eingangs bereits erwähnten Dortoirs sieben Einzelzimmer für besonders verdienstvolle Seminaristen, die alle eine herrliche Aussicht über's Petrußtal boten.

Der zweite Gebäudeflügel, zur Seminarstraße hin, war architektonisch weniger prunkvoll als der Hauptteil, an den er rechtwinklig angebaut war.

Im Erdgeschoß befanden sich Küchen- und Vorratsräume, im ersten Stockwerk waren mehrere große Bibliothekszimmer sowie eine kleinere Handbibliothek untergebracht, während die zweite Etage genau wie im Hauptgebäude in Schlaf- und Studierkammern für die Seminaristen unterteilt war."

Jean-Pierre Ries, der lange Jahre als Pfarrer in Neudorf tätig war und inzwischen längst den wohlverdienten Ruhestand genießt, erinnert sich an seine Studienzeit im alten Priesterseminar:

"Wir denken uns um sechzig Jahre zurück, an einen neblig trüben Oktobertag des Jahres 1927. Dreißig frischgebackene Abiturienten der *section greco-latine* drängen durch die imposante Pforte des alten

Seminars, einem großen Gebäudekomplex eingekeilt zwischen Athenäum, Kathedrale und Sainte Sophie. Seminarpräses Jean Peiffer heißt den neuen Jahrgang herzlich willkommen und verteilt die angehenden Studenten in Fünfer- und Sechsergruppen in die unter dem Dach liegenden Dortoirs, die je nach geographischer Wetterlage die bezeichnenden Namen „Kapitol“, „Braganza“, „Bärenburg“, „Norwegen“ und „Sibirien“ trugen.

Der Tages- und Studienablauf der sechs Seminaristenjahrgänge, insgesamt rund hundert Studenten, war streng geregelt. Um fünf Uhr früh riefen die Glocken zur Messe in die Kapelle, und nach dem anschließenden gemeinsamen Frühstück begannen die Kurse, die sich über insgesamt zwölf Semester hinstreckten und so verschiedenartige Fächer wie Philosophie, Dogmatik, Apologetik, Moral, alt- und neutestamentarische Exegese, Kirchenrecht, Aszetik, Patrologie, Rhetorik, Pädagogik, Rubrizistik, Sozialwissenschaft, Kunstgeschichte, deutsche und französische Literaturgeschichte und nicht zuletzt eine Einführung ins Italienische und Hebräische beinhalteten.

«Braucht man das alles zum Messelesen?» wurden wir manchmal gefragt, und unsere Antwort lautete, daß die Messezere-

monien erst im letzten Semester gelehrt wurden . . .

Mehrere unserer damaligen Professoren genossen einen internationalen Ruf, publizierten in ausländischen Verlagen, und ein von uns bewundener Philosophieprofessor wurde ins Bischofsamt berufen.

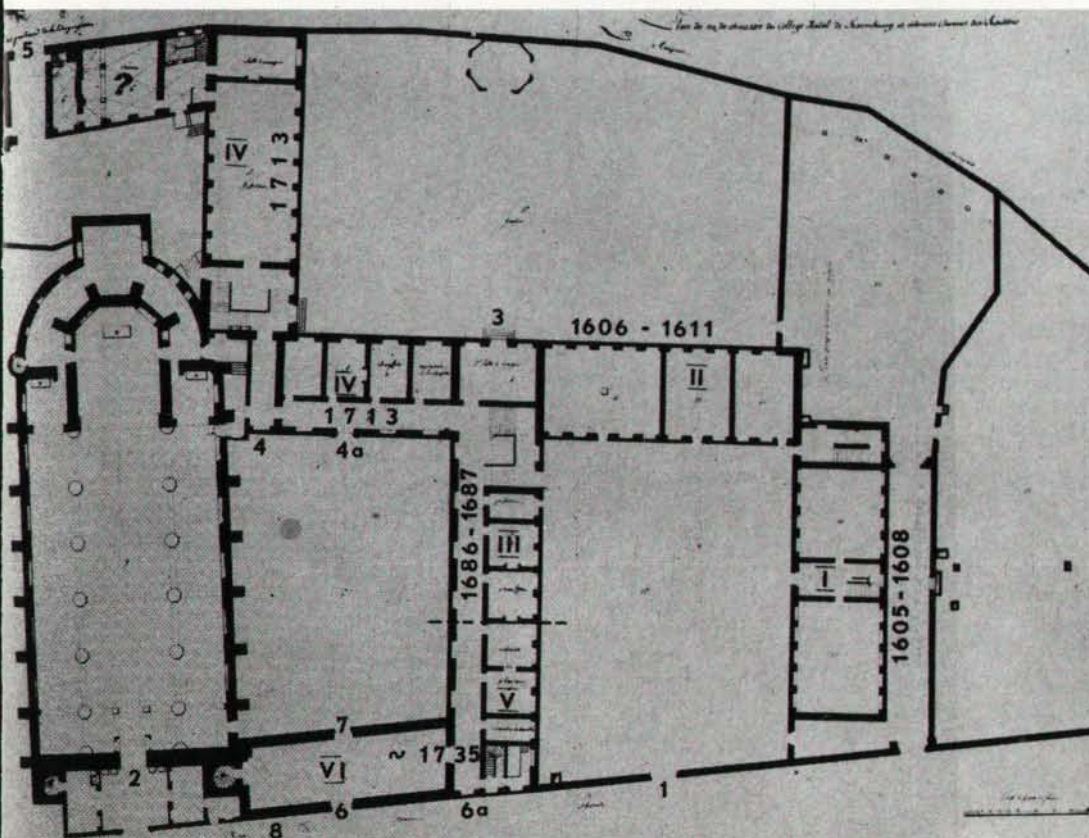
Zwar wurde im alten Seminar auf *Ora et labora* großen Wert gelegt, trotzdem blieb uns genügend Zeit, um uns von den Strapazen des Studiums zu erholen. Ausgedehnte Spaziergänge zum Seminarberg, auf Weimershof hinter Clausen gelegen, Fußball, Kegeln, Musizieren, manchmal ein Glas Wein und gelegentlicher Tabakgenuß, Theater- und Gesangsabende waren eine willkommene Abwechslung von der Arbeit.

Für mich waren die im alten Priesterseminar verbrachten Studienjahre eine wohl harte, aber doch schöne Zeit, an die ich mich als heute Achtzigjähriger gerne und wehmütig erinnere."

Nachdem das Priesterseminar 1930 in die Räumlichkeiten des heutigen *Centre Universitaire* auf Limpertsberg umgezogen war, mußten die beiden imposanten Bauten des ehemaligen Jesuitenkollegs den Vergrößerungsplänen für die Kathedrale weichen, die in den Jahren 1935-1938 in die Tat umgesetzt wurden.

Grundriß des ehemaligen Jesuiten-Kollegs.

Betitel: Plan du rez de chaussée du Collège royal et cidevant Couvent des Jésuites. Wir haben versucht, die Entwicklung des Gebäudekomplexes durch römische Ziffern und Jahreszahlen anzudeuten.

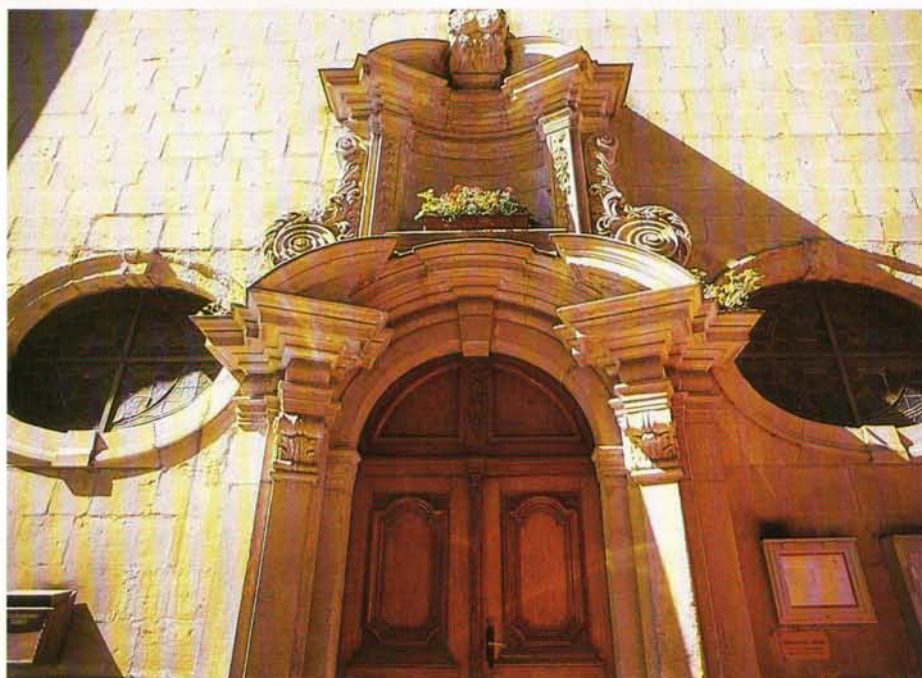
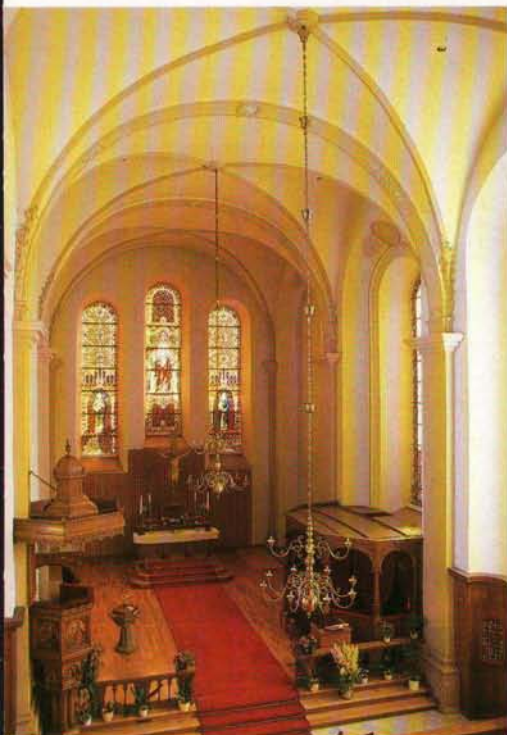
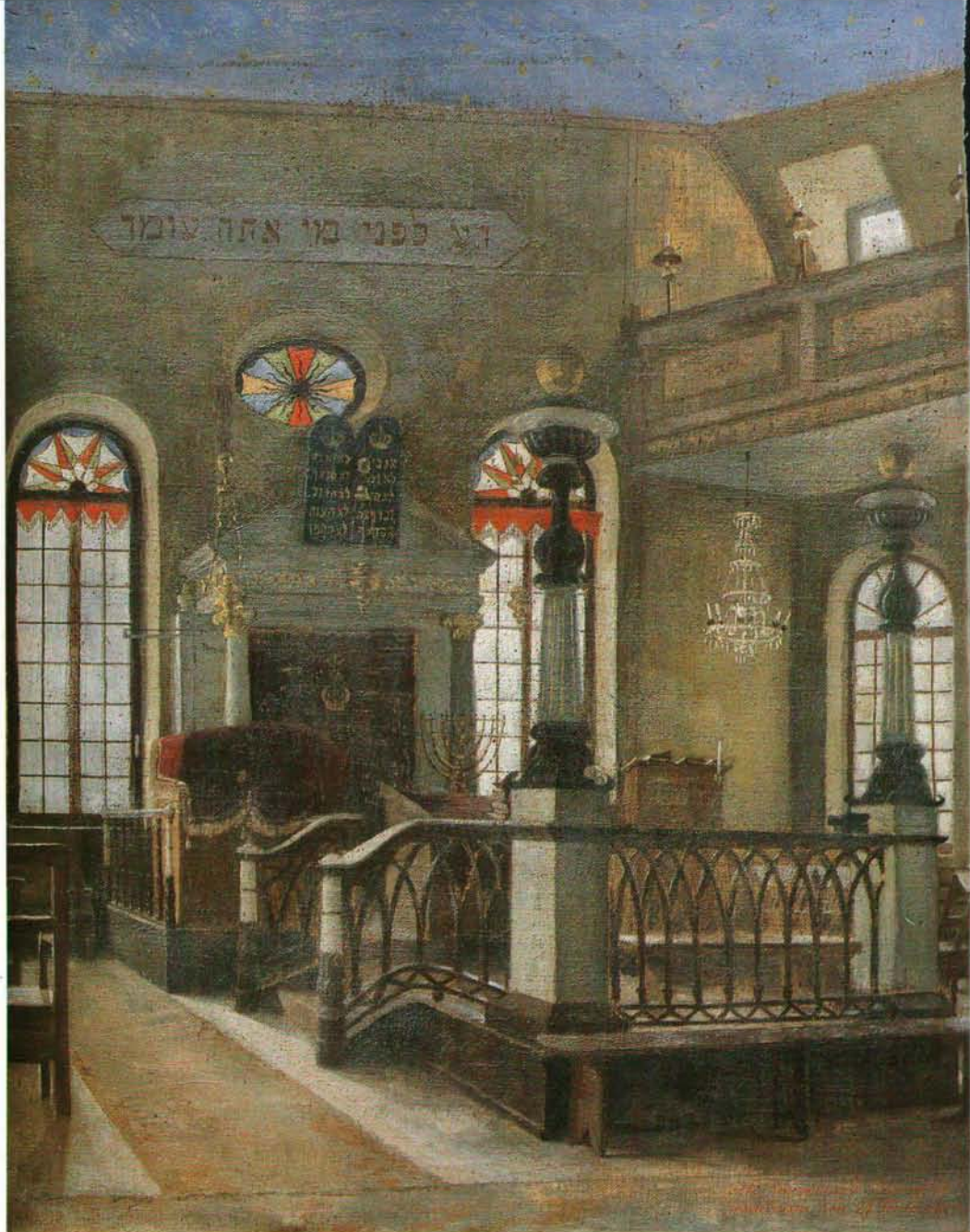


- I = Aulaflügel 1605-1608.
- II = Südlicher Hofflügel 1606-1611.
- III = Philosophie-Flügel 1686-1687, mit Portal 3.
- IV = Nidercornbau, Binnenhoftrakt 1713, mit Portal 4, das nach 4a versetzt wurde.
- IV = Nidercornbau, ehem. Priesterseminar 1713.
- ? = Renaissancetrakt unbekannter Herkunft, ehem. Priesterseminar mit Toreingang 5.
- V = Anbau an den Philosophie-Flügel etwa zwischen 1715 und 1730. Der ursprüngliche Bau ging nur bis zu der gestrichelten Linie, was erst im November 1968 bei der Erneuerung der Fassade festgestellt werden konnte.
- VI = Verbindungshalle zwischen dem Kolleg und der Kirche mit dem Portal 6, das später auf 6a versetzt wurde. Um 1735 dürfte der Aufbau dieses Flügels vollendet worden sein. – Das Portal 8 entstand erst nach 1803.

Original: Arch. Gén. Bruxelles, Coll. des cartes et plans, inventaire 201, plan manuscrit N° 2959.

Die zusätzliche Beschriftung: Henri Elter.

So sah der jüdische Maler Guido Oppenheim, der später von den Nazis ermordet wurde, das Innere der alten Synagoge in der ehemaligen Seminärsgässel. Das Haus wurde 1821 von der israelitischen Gemeinde erworben und diente als Synagoge bis zu deren Umzug 1894 in die neuen Gebäulichkeiten Ecke rue Aldringen - rue Notre Dame, die dann ihrerseits von den Nazis während des Krieges zerstört wurden.



Die 1730 in barockem Stil erbaute Dreifaltigkeitskirche, während der Französischen Revolution erst in ein Futterlager, dann in ein Schauspielhaus umfunktioniert, ist seit 1814 offizielle Kirche der Protestanten in der luxemburgischen Hauptstadt.

Dräi Leit

Si steet op der Corniche a kuckt erof an de Biisserwee. Si steet dacks hei, wann se vun der Gare kënnt, oder aus der Stad. Ir se neess hannenrëm op de Fëschmaart trëppelt. Do ënnen, jhust déisäit der Bréck, wunnt de Pitt. Do haust en eleng, tëschent sénge Faarwen an Biller, déi kee keeft. E kritt der lo geschwënn zweefofzeg. Se schwetzen nët méi mateneen. 'T geet op fënnf Auer zou. D'Hëtzt as bal nët z'erdrön.

Si an deen Ale sin nach di eenzeg Lëtzebuerger an där Brak hannert dem Spidol. Si sin iwwreg bliwwen. Déi aner si geplënnert oder ënnert dem Buedem. D'Ausländer sin hei Meeschter.

Tëscht dem véierten a fënnfte Stack erbléist se sech eng Kéier. Si stäipt sech op d'hëlze Glänner. Da stéisst se hir Dir op. Eng Hëtzt schléit er entgéint, datt se bal ëm den Otem kënnt. Hie läit um Kanapee ze ronken.

Weinst séngem Geschnaarchs haten se deen éischte Kaméidi. Viru fofzeg Joër, wéi se hei agezu sin. Se sin ni méi hei eraus komm. Spéider haten se weinst anere Saache Buttek. Hien huet gesoff, wéi di meescht aus dem Eck. Mä déi si weinstens schaffe gaang. Do um Kanapee huet se deemols de Pitt kritt. Muderséilen eleng war se.

De Krunn drëpst. All véier Sekonne fällt eng Drëps. Se héiert et nuets. 'T as fir geckeg ze gin. Hie kuckt nët nom Krunn. Se setzt de Kaffi op.

Se huet sech u säi Geronks gewinnt. Wéi un alles. U säi Soff, u séng Üschmierreie bei de Preisen, u séng sechs Joer Prisong nom Krich. Hir haten se de Kapp geschuer. Se huet sech mol nët dergéint gewiert. Se huet sech ni géint eppes gewiert.

De Pitt huet geklaut. Am Krich an nom Krich. Hie wouss, datt si et gebrauchte konnt. Am Krich an nom Krich. Wéi se deen Alen nees lafe geloss hun, sot de Pitt: Kuck ees, wat huet deen sech doënnen eng Panz gezillt!

Si huet him eng Aarbecht gesicht. Eng? Op d'mannst zéng! Hien huet nie e Fanger gerouert. En huet méi blo gemaach, wéi geschafft.

An du huet de Pitt déi komme gelooss. Am Gronn huet en e Polack mat engem Wirtsstull erschlon. Vun der Wirtschaft bis an de Prisong waren et emol keng honnert Meter.

Hues de Béier matbruecht?

Si erféiert. 'T war hir nët opgefall, datt d'Geronks ewech war. D'Kaffiswaasser kacht. Si äntwert nët.

Lo hieft en sech gläich. Dann huet en d'Box nees opston. An d'Hiem. An



Zeechnong: Moritz Ney

drënner e Kleedchen, dat e scho véierzéng Deeg nët aushat. Da gräift en nom Kichestull a léisst sech drop trëlen. Dann ësst e fënnf oder sechs Schmieren an da geheit en sech nees op de Kanapee. Da räpst en an da ronkt en nees. Géint néng geet en um Pallier op d'Haischen, an da léisst en sech op d'Bett falen.

Lo steet en op. E bleift um Kanapee sëtzen e fiirt sech iwwer d'Stir. Se schëtt de Kaffi raus.

Hie weess et genee, se huet express kee Béier matbruecht. Déi Hëtzt! D'Mansâr sténkt vun Hëtzt. E seet näischt. E kriit dach keng Äntwert. Si huet em alles vreckt gemaach. Se war nach ze domm, fir nom Krich mat him fortzelafen. Se huet him jhust de geschuerene Kapp dohinnergehal, wéi se fir d'éischt dorower koum. En hätt hir kënne eng vir dra schloen, sou domm huet s'ausgesinn. Zanter fofzeg Joër schëtt se d'Tasen ëmmer nëmmen hallef voll. E bekuckt se nët, e weess dat se him nokuckt. Si sëtzt do, wéi d'jéngst Geriicht. E kënnt s'ermëlen. 'T hummert him am Kapp, hannert den Oueren. Zanter Méint schon.

E knat mat oppenem Mond. En huet bal keen Zant méi am Mond. E wëscht séng schweesseg Hänn um Dëschduduch of. Lo hëlt en sech di véiert Schmier. Ennenan don d'Ausländer Kreesch. Se muss opston. Se geet bis an d'Spënnchen. D'Zopp vu mëttes richt scho sauer.

Heinsdo wär s' am léifsten blann an daf. Wann se säi breede, fette Réck gesäit, an 't as sou eng Hëtzt wéi haut, da kräichen hir di gelungenst Gedanken an d'Gehir.

De Pitt steet an der oppener Fënster a bekuckt sech de schwaarzen Himmel iwwer der Stad. Douewe läit hir Brak. De Fëschmaart gesäit gutt aus, wann et blëtzt an de Kraachert bis an den Dall rof rullt. Mä hie weess, wéi et do am Dag ausgesäit. An der Brak, ënnert dem Dag.

En huet näischt géint séng Al. E kann si besser ausston, wéi deen Alen. Am Fong sin s'em egal. En huet säi Liewen. Di Al hun em näischt gin an näischt geholl. D'Kollege vu fréier si bestuet an hu Kanner. Hien huet de Polack doutgeschlon. Am Fong sin et all feig Säck. Séng Al as och feig. Hie weess genee, datt se dee liddrege Fréisser a Räpsert a Fuurzert a Schnaarchert am léifste géif ëmbréngen.

An hirer Brak douewen goug d'Luucht un. 'T as d'Mansâr! 'T steet een an der Fënster! Bei där Hëtzt do ze schlofen, dat muss d'Häll sin.

Sou séier hat se d'Luucht nach ni ugemaach. Mat deem Gedimmers konnt se nët aschlofen. Mä si as vun eppes anesches hell waakreg gin. Hir Aan an Oure sichen derno. De groë Plafang verëit näischt. 'T as eppes geschitt.

Elo weess s'et! En huet opgehal mat schnaarchen.

Si bleift stacksteif leien. Se kuckt an d'Bir mat de Méckeschëss. Da riicht se sech op. En huet de Mond opston, de Bléck um Plafang. Dat huet missen sou kommen!

Si klëmmt aus dem Bett a rappt d'Fënster op. 'T huet opgehal mat dimmeren. Elo fällt de Reen wéi mat Eemeren. Si huet d'Aan zou gemaach an hëlt ganz déif Otem.

Josy Braun

BATTY LEGT EINEN NATURGARTEN AN

In unmittelbarer Nachbarschaft der Familie Zimmer-Kummer und sozusagen Haus an Haus wohnt seit kurzem der in den Ruhestand versetzte Ex-Colonel Prosper Propper-Feinlich, ein stets grimmig dreinblickender Mittfünfziger mit militärisch-preußischen Allüren, der jeden Morgen Frühsport treibt, seine Frau anschreit und sie zuweilen in den Wandschrank sperrt, wenn sie es wagt, auch nur für eine Minute lang ihre Küche zu verlassen.

Herr Propper versteht sich auch noch nach langjähriger Dienstzeit auf dem Herrenberg als Kämpfer für Freiheit und Frieden und für die gemoppelte Null-Lösung der NATO. Trotz seines Alters steckt noch eine Energie in ihm, für die ihn Zwanzigjährige nur bewundern können. Die geballte Kraft, die in ihm steckt, äußert sich in Aggressivität. Denn Colonel a.D. Propper-Feinlich ist frustriert und enttäuscht, daß man ihn auf dem Herrenberg so früh verabschiedet hat. Er darf keine Rekruten mehr drillen. Sein Tatendrang ist auch im Laufe seiner Dienstzeit stets unbefriedigt geblieben, zumal er nie das Glück gehabt hat, einen richtigen Krieg an vorderster Front mitzuerleben und zu gestalten. Immer mußte er mit Sandkastenspielen und getürkten Manövern vorliebnehmen, und sowas macht einen wahren Mann auf die Dauer fertig.

Weil er Zeit im Überfluß hat, widmet sich Colonel Propper nunmehr von morgens bis abends seinem Hausgarten. Seinen englischen Rasen bearbeitet er mit Vorliebe an Samstagsnachmittagen oder sonntags mit einem zum Rasenmäher umfunktionierten Mini-Traktor, der ein solches Spektakel verursacht, daß sich Batty, seine Frau Marguerite, Großmutter Amelie Kummer-Keller, die Kinder Steve und Iris sowie das Meerschweinchen Emil wünschen, sie wären in einer Disco. Stundenlang bearbeitet der Colonel mit seinem motorangetriebenen Traktor den Zierrasen, macht ihn pflegeleicht und sorgt dafür, daß ein Grashalm dem anderen gleicht wie die Rekruten auf dem Herrenberg. Colonel Propper pflanzt Zwergsträucher, überzüchtete Buschbäumchen und exotische Hecken. Damit sie in Reih und Glied stehen, werden sie beschnitten.

Jedes Unkraut in seinem kleinen Garten vernichtet Colonel Propper-Feinlich erbarmungslos mit Restbeständen chemischer Kampfgase, und es soll schon mal vorgekommen sein, daß er seinen Himbeerstrauch mit Napalm behandelt, gegen die anarchisch und unerwünscht wachsenden Schneeglöckchen im Frühjahr Tränengas eingesetzt, seinem Holunder Daumenschrauben und den Brennesseln die Lockenwickler seiner Frau verpaßt hat.

Ordnung muß sein. Gegen Maulwurfshügel setzt Colonel Propper Panzerabwehrraketen ein, gegen Spitzmäuse wehrt er sich mit biologischen Waffen, und wenn sich in seinem Garten ein Igel verirrt, hetzt er seinen Bluthund Hasso auf ihn, der speziell auf Weinbergschnecken dressiert ist, aber auch Igel und sonstige lebensunwerte Schädlinge mit Haut und Stachel frißt. Käfer, Spinnen, Ameisen und sonstige Insekten haben im Garten von Colo-

nel Propper keine Chance. Sie werden unter Soldatenstiefeln zertreten, zermalmt, ausgemerzt. Gegen Amsel, Drossel, Fink und Star hilft nur das Maschinengewehr. Auf Spatzen schießt der Colonel mit Kanonen.

Batty hat den Terror seines Nachbarn satt, und weil er mit Argumenten gegen das Wüten des Colonels nicht ankommt, verlegt er sich auf eine List. Er beschließt – wieder einmal gegen den erbitterten Widerstand seiner Frau Marguerite, die einen Putzfirmen hat und den lieben langen Tag auf die Vögel schimpft, die ihr ihre Wände versauen – ganz einfach, einen Naturgarten anzulegen. Batty will in seiner Gartenecke eine gewisse Anarchie walten und der Natur ihren freien Lauf lassen. Das werde zweifellos grenzüberschreitende Konsequenzen auch für seinen Nachbarn, den Colonel, haben, denkt sich Batty.

Und also kauft er sich einen Stoß Bücher zum Thema „ökologischer Garten“. Wie immer, wenn er etwas unternimmt, fällt Batty von einem Extrem in das andere. Er widmet sich mit Leib und Seele seinem neuen Steckenpferd. Mit Entsetzen ahnt die Familie Zimmer-Kummer, was da noch auf sie zukommt. Schon hat sich Batty ein zwanzigbändiges Nachschlagewerk angeschafft, in dem man vom Hausgarten über Trocken-, Feucht- und Fettwiesen bis hin zum tropischen Regenwald alles findet. Battys neue Bücher nehmen in der Hausbibliothek bald soviel Platz ein, daß die Kochbücher seiner Frau Marguerite, die Computer-Fachliteratur von Steve, die Märchenbücher von Iris und die Strickmuster-Illustrierten von Großmutter Amelie Kummer-Keller auf den Komposthaufen wandern. Denn was ein Naturgärtner ist, der kompostiert pausenlos, und die einschlägige Literatur lehrt uns schließlich, daß auch Hausmüll und Altpapier in jedem anständigen Alternativgarten auf den Misthaufen gehören.

Batty schickt sich an, die asphaltierten und betonierten Zufahrtswege zu Haus und Garten mit der Spitzhacke aufzubrechen und durch solche aus Holz, Kies und Sand zu ersetzen. Wenn es regnet – und es regnet immer – bleibt er zwar mit seinem Lada Samara im Schlamm seiner Garageneinfahrt stecken, aber das kann Batty von seinen idealistischen Plänen nicht abhalten. Er legt einen Naturweiher an, gräbt an Wochenenden ein riesiges Loch in den Rasen, legt es mit einer Plastikfolie aus und läßt saures Regenwasser einfließen, das er von der Dachrinne in einer Tonne aufgefangen hat.

Der Naturweiher lockt Scharen von Fröschen, Molchen, Lurchen, Libellen und Heerscharen von Wasserflöhen an. Das Meerschweinchen Emil traut sich nicht mehr in den

Garten, aus Angst, es könnte einmal im Teich ertrinken. In kürzester Zeit ist Battys Garten zu einer wild wuchernden Flora geworden, in denen der Hausherr alles wachsen läßt, was wächst.

Marguerite Zimmer-Kummer ist verzweifelt, weil ihr Wäscheplatz von Sträuchern und Unkraut überwuchert ist. Batty verbietet seiner Frau, das Unkraut zu jäten, da es sich seiner Auffassung nach um Gewürzkräuter handelt. „Geh mit deinen Gewürzkräutern dorthin, wo der Pfeffer wächst!“ schreit ihn Marguerite an und droht, wie schon so oft, mit der Scheidung. Die Kinder dürfen im Garten nicht mehr spielen, denn sie könnten ja die zahlreichen Käfer- und Heuschreckenarten zertrampeln, die inzwischen die Fauna im Garten der Zimmer-Kummers angereichert haben.

Batty findet nach kurzer Zeit heraus, daß er inzwischen in seinem biologisch gepflegten Boden pro Quadratmeter rund 200 Regenwürmer hat. Seit Darwin ist gewußt, daß das Gewicht der Wurmexkremente im Oberboden eines gepflegten Ackers 250 kg pro Ar und Jahr beträgt. Batty belehrt Steve und Iris, daß der Regenwurm in seinem Darm Kalkdrüsen hat, die für kalziumhaltige Verdauungssäfte sorgen. Marguerite Zimmer-Kummer aber haßt Regenwürmer. Weil sie inzwischen weiß, daß große Regenwurmartensäureempfindlich sind, schüttet sie heimlich und in Battys Abwesenheit das Küchenabwasser in den Garten, das ein Spülmittel mit Zitronenzusatz enthält.

Inzwischen haben selbst die Pflanzen in Marguerites guter Stube Blattläuse, die aus dem Garten direkt ins Haus gelangen. Die Zimmer-Kummers müssen sich einer regelrechten Mückeninvasion erwehren, aber Batty weigert sich beharrlich, auf Fliegenfänger zurückzugreifen. Selbst die Stechmücken, die durch den Teich angelockt worden sind, läßt Batty zum Leidwesen seiner Familie leben. Zum Schrecken Marguerites lauern in allen Ecken des Hauses langbeinige, unansehnliche Spinnen, die aber den Vorteil haben, daß sie die Arbeit der Fliegenfänger verrichten.

Großmutter Amelie Kummer-Kellers Gemüsegarten, den sie über Jahre liebevoll gepflegt hat, ist völlig heruntergewirtschaftet, denn Batty hat ihn biologisch überdüngt und dafür gemäß Vorschrift fürchterlich stinkende Brennessel-Jauche, Kaffeesatz, Tee und Brühe als Dünger oder Spritzmittel gegen Schädlinge eingesetzt. Im Küchenschrank gibt es längst keine Suppenwürfel mehr, die Teebeutel sind Marguerite ausgegangen, und Kaffee gibt es auch keinen mehr. Denn das alles hat Batty zu einer Brühe verrührt, mit der er Kartoffelkäfer, Erdflöhe, Engerlingen, Drahtwürmern, Erdräupen, Fadenwürmern,

Möhrenfliegen, Zwiebelfliegen, Lauchmotten und dergleichen zu Leibe rückt.

Im Rosenbeet treiben Millionen von Ameisen ihr Unwesen. Batty weiß, daß man sie mit Lavendel vertreiben kann, das weitaus wirksamer und weniger schädlich als Pestizide ist. Also müssen die Parfüm-Flakons von Marguerite Zimmer-Kummer dran glauben. In kürzester Zeit hat Batty die teuersten und wohlriechendsten Essenzen vom Toilettentisch seiner Frau im Garten versprüht.

Aber auch das hilft recht wenig gegen die aufdringliche Argentinische Ameise (*Iridomyrmex humilis*), die durch den Naturgarten ins Haus der Zimmers-Kummer eingeschleppt worden ist.

Damit nicht genug. Allabendlich und sogar nachts geht Batty auf Schneckenjagd. Da die Anwendung von Schneckengift zur Bekämpfung der für die Salatpflanzen gefährlichen roten und schwarzen Nacktschnecken in einem naturnahen Garten nicht in Frage kommt, und die natürlichen Schneckenfeinde wie Igel, Kröte, Spitzmaus, Blindschleiche, Eidechse, Drossel, Star, Elster, Hundertfüßler und Laufkäfer in Battys Naturgarten übersättigt und überfordert sind, greift Batty auf technische Hilfsmittel zurück. Er legt Schneckenzäune an, legt Streifen von Gerstengranen, Nadelspreu, Holzasche und Steinmehl um sein Gemüsebeet. Er fängt die Schnecken in Bierfallen, in überdachten, flachen Schalen, die er zur Hälfte mit Bier füllt, das er täglich erneuert. Aus der Jauche toter Artgenossen, die kalt mit toten Schnecken angesetzt wird und mehrere Tage lang gären muß, bis sie übel riecht, stellt Batty eine Flüssigkeit her, die er über die Beete gießt. Die Jauche stinkt so fürchterlich, daß die Zimmer-Kummers nachts nicht mehr schlafen können, aber die überlebenden Schnecken ergreifen die Flucht mit 120 Kilometern Stundengeschwindigkeit.

Batty zwingt seine Frau Marguerite, die doch so stolz auf ihre üppige, gutbürgerliche luxemburgische Küche ist, ihm, den Kindern und der Großmutter Amelie täglich Wildgemüsesuppe aus den feingehackten jungen Blättern von Erdbeeren, Sauerampfer, Schafgarben, Gänseblümchen, Brennesseln, Schlüsselblumen, Wiesenbocksbart und Löwenzahn zu kochen, wobei zum Legieren Fleischbrühe und ein Ei verwendet wird. Das Ganze wird mit Sauerrahm in Milch angerührt und ist zum Kotzen. Die Kinder Steve und Iris leiden durch diese einseitige Naturkost in der Schule an Konzentrationsschwierigkeiten und verschleudern ihr gesamtes Taschengeld heimlich in den Schnellimbiblokalen auf der Place Darn, wo sie gierig über Hamburger mit Ketchup und Fischstäbchen mit Remoulade herfallen.

Batty ist es lobenswerterweise gelungen, seinen Nachbarn, den Colonel, zu ärgern, aber er ist jetzt genauso herrisch wie dieser. Hoffentlich kommt bald jemand und sagt Batty die Wahrheit, damit das Brett, das er mittlerweile vorm Kopf hat, endlich auf dem Komposthaufen landet.

Jacques Drescher



Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Merjai (Rue Cyprien)

Von der Rue de Beggen zum Beggener Schloß (Beggen).

Pierre Alexandre Cyprien Merjai wurde am 3. Februar 1760 in Luxemburg geboren und starb dort am 5. Dezember 1822. Seine in Louvain begonnenen Rechtsstudien gab er auf und beschäftigte sich nun in Luxemburg ohne feste Stellung mit historischen Studien. Von den Reisen, die er unternahm, zeugen 25 im Manuskript hinterlassene Bände mit Reiseberichten. Von ihm stammt auch eine Arbeit über die Stadt Luxemburg im Jahre 1790. Merjai wird als ein Zeitgenosse von damals angesehen, der uns besonders als Zeuge der politischen Umwälzungen im Zuge der französischen Revolution wertvoll ist.

Merkels (Rue Jean-Baptiste)

Verbindet Boulevard Dr. Charles Marx mit der Rue de Strasbourg (Hollerich). Jean-Baptiste Merkels wurde am 10. Oktober 1860 in Hollerich geboren und wanderte 1892 nach den Vereinigten Staaten aus. Beruflich war er 34 Jahre lang Unterbürochef am Postamt in Chicago. Daneben war er einer der Animatoren des dortigen Luxemburger Bruderbundes, Dichter und Zeitungskorrespondent. 1921 erschien eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel „Blumen aus Amerika“. Merkels hatte auch einen entscheidenden Anteil an der Herausgabe der Chicagoer Schobermeßprogramme des Luxemburger Bruderbundes. Bereits 1935 vermachte er der Nationalbibliothek den größten Teil seines Werkes, zu dem nach seinem Ableben der Rest als Nachlaß kam. Bis zu seinem Tode 1948 war er außerdem Kanzler am luxemburgischen Konsulat, dann Konsul in Chicago. Von seiner Heimatverbundenheit zeugt auch seine Intervention bei Präsident Woodrow Wilson nach dem 1. Weltkrieg, um die Luxemburger Unabhängigkeit zu erhalten. Er weilte insgesamt siebenmal zu Besuch in der alten Heimat.

Merl (Rue de)

Führt von der Autobahn Luxemburg-Esch zur Route de Longwy (Merl). Merl, das seit 1823 zur Gemeinde Hollerich gehört hatte, wurde mit dieser am 26. März 1920 der Hauptstadt zugeschlagen. 893 war es erstmals schriftlich unter dem Namen Meroldivilla erwähnt worden.

Mersch-Wittenauer

(Rue Jean)

Führt in Verlängerung der Avenue Gaston Diderich am Merler Friedhof vorbei (Belair).

Jean Mersch-Wittenauer, geboren am 6. Februar 1819 in Pfaffenthal, gestorben am 25. November 1879, war Tuchhändler, Mitglied des Verwaltungsrates der Sparkasse und Präsident der Handelskammer. Dem Gemeinderat gehörte er von 1858 bis zu seinem Tode 1879 an, Bürgermeister war er von 1869 bis 1873. Er war u.a. der Initiator der Pferdetram und des Schlachthofs.

Mertens (Rue Fernand)

Führt von der Route d'Arlon nahe der Stadtgrenze zur Rue Pierre Federspiel (Rollingergrund).

Fernand-Jacques Mertens, belgischer Abstammung, wurde am 29. Februar 1872 in Louvain geboren, wo er sein Musikstudium begann, das er an den Konservatorien in Antwerpen und Gent abschloß. Nachdem er bereits zu komponieren begonnen hatte, trat er 1897 in die luxemburgische Militärkapelle ein. Von 1901 bis 1907 dirigierte er in Düdelingen und zeitweilig in Hollerich die Musikgesellschaften. 1906 wurde er Professor am Hauptstädtischen Konservatorium, 1909 Militärkapellmeister, 1918 Hofkapellmeister. In den Ruhestand trat er 1939. Er komponierte eine ganze Reihe von Operetten, Liedern, Märschen und weiteren Tonwerken. Fernand Mertens starb 1957 in Bettemburg. Der achtzigjährige Hofkapellmeister hatte noch im Februar 1952 auf der



Place d'Armes seinen Marsch „Grande-Duchesse Charlotte“ selbst dirigiert. Seine internationalen Auszeichnungen sind äußerst zahlreich.

Metz (Place de)

Platz am Ausgang des Pont Adolphe, zum Bahnhof hin (Bahnhofsviertel).

Wenn die Stadt Metz auch nie zu Luxemburg gehörte, so verbindet doch seit jeher so manches die beiden Städte miteinander. Dies bewog die Bürgermeister, im Jahre 1952 die Städtepartnerschaft feierlich zu besiegeln. Am 21. Juni 1953 fand eine große Feier in Luxemburg statt. Bei dieser Gelegenheit trat der damalige französische Außenminister Robert Schuman, der in Luxemburg zur Welt kam und Metz als Abgeordneter vertrat, als lebendes Symbol dieser Partnerschaft auf.



Metz (Rue Emile)

Luxemburgisch: „Knäppchen“.

Verbindet die Rue d'Eich mit der Rue des Sept Arpents (Eich-Mühlenbach). Emile Metz wurde am 25. Februar 1835 als Sohn des Hüttenherrn Norbert Metz geboren, von dem er 1885 die Leitung der Hüttenwerke Eich, Dommeldingen, Düdelingen und Burbach übernahm. Zuvor erwarb er sich Kenntnisse als Eisenbahnbauer bei der Londoner Firma Waring, die auch das Viadukt in Luxemburg gebaut hat. Bereits 1879 hatte er sich das Verfahren des Sidney Thomas gesichert, das die Verwendung Luxemburger Minette erlaubte und zum Bau der Düdelinger Hütte führte. Die so gewonnenen „Thomasschlacken“ sollten endlich als Düngemittel der luxemburgischen Agrarwirtschaft den Fortschritt bringen. Von 1895 an stand Emile Metz der Handelskammer vor, von 1895 bis 1899 war er Abgeordneter des Kantons Capellen. Er starb am 13. Februar 1904 in Heidelberg an den Folgen einer Operation. Nach ihm benannt ist das 1913 in Dommeldingen von seiner Frau gegründete Institut Emile Metz, eine Anstalt zur Heranbildung handwerklichen Nachwuchses für die Industrie.

Cinémathèque Municipale
... un été d'enfer

SUMMER FOLLIES

Pour les mois estivaux la Cinémathèque Municipale a concocté un plat spécial, à base de films comiques et de comédies musicales, qui fera sans aucun doute le délice des cinéphiles.

Ces „SUMMER FOLLIES” seront à l’affiche du 1^{er} juillet au 31 août, du lundi au vendredi, à 20.30 heures.

lundi 20 juillet

Les grandes vacances avec L. de Funès.

mardi 21 juillet

Sexe fou de Dino Risi avec Laura Antonelli.

mercredi 22 juillet

Pardners avec Jerry Lewis, Dean Martin.

jeudi 23 juillet

Get to know your rabbit de Brian De Palma (inédit à Luxembourg).

vendredi 24 juillet

Horse feathers avec les Marx Brothers.

lundi 27 juillet

Pennies from heaven de Herbert Ross (inédit à Luxembourg).

mardi 28 juillet

If it's Tuesday, this must be Belgium (tourné en partie à Luxembourg).

mercredi 29 juillet

Soft beds and hard battles avec Peter Sellers, Curd Jürgens.

jeudi 30 juillet

Les valseuses de Bertrand Blier.

vendredi 31 juillet

Room service avec les Marx Brothers.

lundi 3 août

Debout les crabes, la mer monte avec Richard Bohringer, Valérie Mairesse.

mardi 4 août

The bank dick avec W.C. Fields.

mercredi 5 août

The rat race avec Tony Curtis.

jeudi 6 août

Trail of the Pink Panther de Blake Edwards avec Peter Sellers.

vendredi 7 août

At the circus avec les Marx Brothers.

lundi 10 août

Pepe - le plus grand show de l'histoire du cinéma.

mardi 11 août

Affreux, sales et méchants de Ettore Scola avec Nino Manfredi.

mercredi 12 août

Four for Texas de Robert Aldrich avec Frank Sinatra, Dean Martin.

jeudi 13 août

The girl most likely - une comédie musicale pleine de verve.

vendredi 14 août

The big store avec les Marx Brothers.

lundi 17 août

Flower drum song - comédie musicale.

mardi 18 août

Une ravissante idiote avec Brigitte Bardot, Anthony Perkins.

mercredi 19 août

Dead men don't wear plaid de Carl Reiner avec Steve Martin.

jeudi 20 août

Smorgasbord de et avec Jerry Lewis.

vendredi 21 août

A night in Casablanca avec les Marx Brothers.

lundi 24 août

Die Dreigroschenoper - remake du fameux classique de Bertolt Brecht et Kurt Weill.

mardi 25 août

Mes chers amis II de Mario Monicelli avec Ugo Tognazzi, Philippe Noiret.

mercredi 26 août

Lost in America de et avec Albert Brooks (inédit à Luxembourg).



jeudi 27 août

Le chaud lapin avec Bernard Menez.

vendredi 28 août

Micki & Maude de Blake Edwards avec Dudley Moore, Amy Irving

lundi 31 août

The producers de Mel Brooks avec Zero Mostel, Gene Wilder, Dick Shawn.

Fräilicht Kino Cinéma en plein air

Bien entendu la Cinémathèque assurera une deuxième édition du „Fräilicht Kino” qui a rencontré un gros succès l'été dernier. Rendez-vous donc dans le Patio du Théâtre des Capucins, tous les vendredis et samedis du 17 juillet au 22 août, début à 22.30 heures. Entrée gratuite!

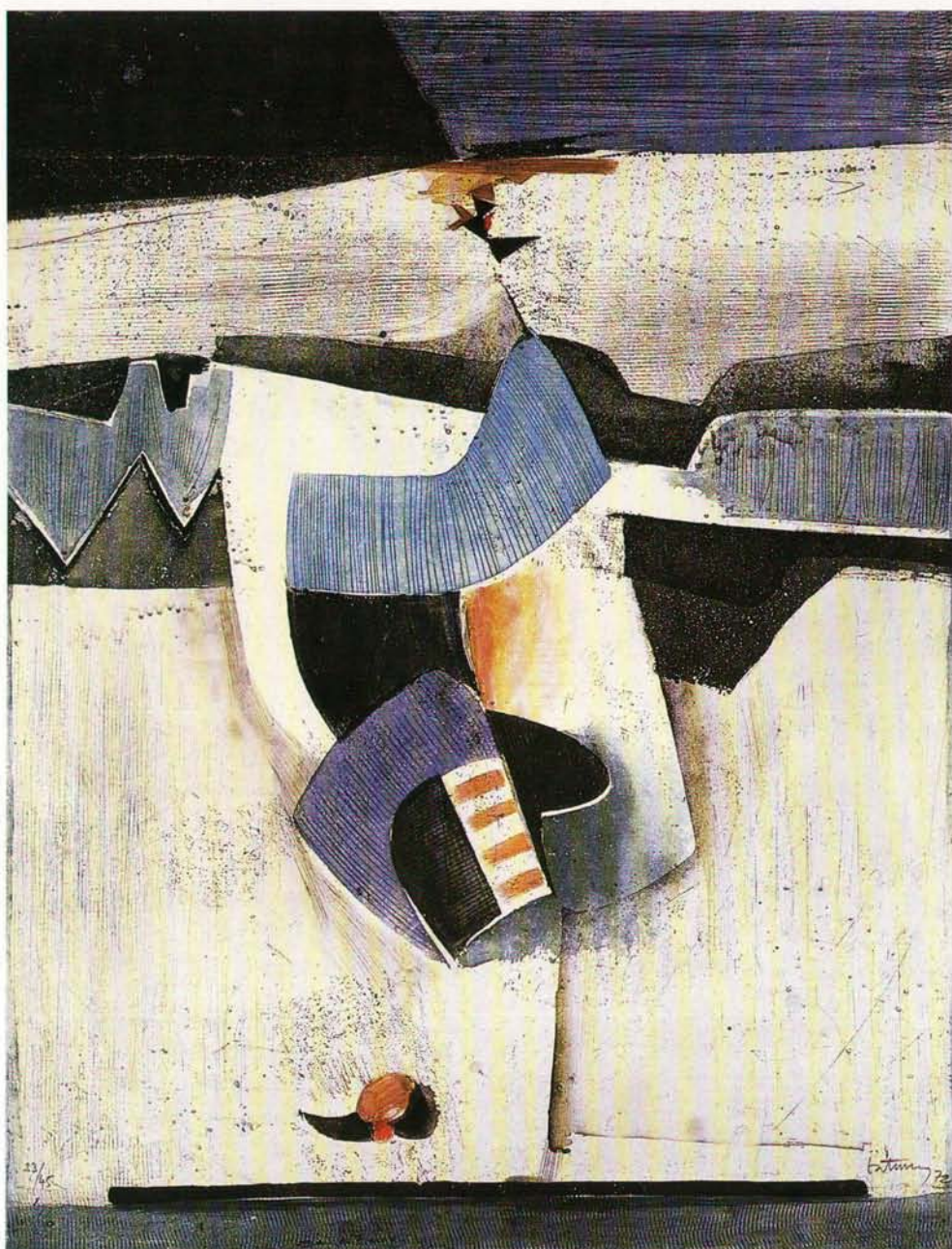
Le programme détaillé pour ces 2 manifestations est disponible aux bureaux de la Cinémathèque (28, Place Guillaume) et au Syndicat d'Initiative (Place d'Armes). Pour tous renseignements tél.: 4796-2644.



VILLA VAUBAN

EXPOSITION ROGER BERTEMES

10 avril au 18 mai 1987



Mobile neigeux, gravure, 1972

Si, par le passé, les rétrospectives se faisaient surtout à titre posthume, il y a des artistes dont le talent et l'importance sont reconnus et méritent d'être honorés du vivant même de la personne en question.

Roger Bertemes est sans aucun doute de ceux là. Près de trente ans de création, un oeuvre, pictural et graphique, impressionnant, autant de raisons qui ont, au printemps dernier, décidé la Ville de Luxembourg à lui réserver la Villa Vauban pour cinq semaines.

A soixante ans Roger Bertemes se trouve en pleine évolution, en plein effervescence créative. Il était donc bien trop tôt, à ce stade-ci, de dresser le bilan de son oeuvre. Voilà pourquoi il fut décidé de présenter les peintures, gravures, collages et dessins de l'exposition selon un principe thématique plutôt que chronologique. Sept sections furent ainsi créées dont chacune fut consacrée à un aspect spécifique du talent de Roger Bertemes: les sujets, la composition, la technique, les couleurs ou, au contraire, son usage du noir et du blanc, les formes et leur rythme, le dialogue de l'image avec le texte qu'elle illustre.

Le visiteur de l'exposition a donc pu approfondir le thème de son choix en comparant les différentes facettes telles qu'elles changent, selon l'humeur de l'artiste, ou selon la période stylistique dans laquelle il se trouve.

Les gravures de Roger Bertemes sont sans aucun doute l'aspect de son

oeuvre qui est le mieux connu, le plus apprécié peut-être. De l'émerveillement devant l'expertise technique à l'„enchantement” face à la „riche palette” et l'admiration de la „puissance d'expression”, les inscriptions dans le livre d'or de l'exposition sont là pour témoigner de l'approbation des amis de l'artiste.

Ces amis étaient venus très nombreux au vernissage, suivis de quelque 2.400 autres visiteurs. Si la version ordinaire du catalogue était assez appréciée (619 exemplaires ont été vendus), l'édition „de luxe”, munie d'une petite gravure tirée (à cent exemplaires) pour l'occasion, connu, elle aussi, un beau succès. Ainsi la majorité des quatre vingt dix exemplaires vendus partirent dans les tout premiers jours suivant le vernissage.

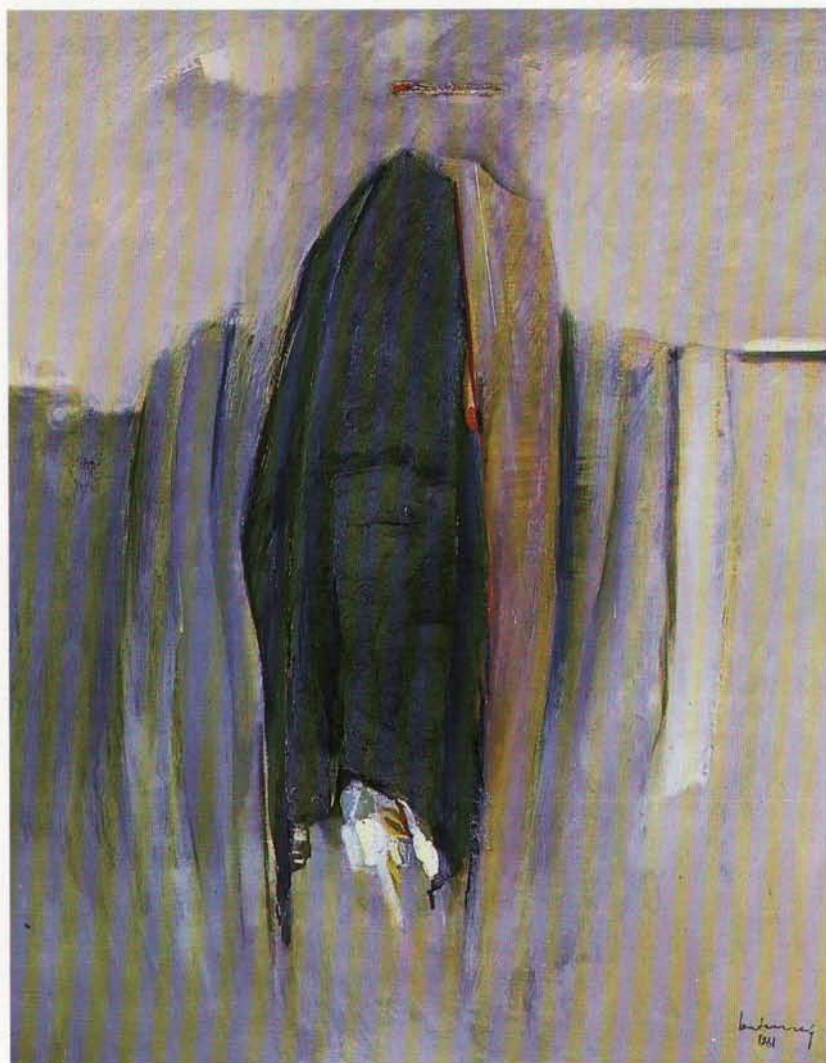
Aux visites guidées données tous les jeudis par Monsieur Lucien Kayser, l'initiateur et le réalisateur de l'exposition, les amateurs d'art abstrait se mêlaient aux „néophytes” dans le domaine.

Ceci, tout en confirmant le bien-fondé de telles visites, nous laisse espérer que peu à peu nous réussirons, à travers des expositions comme celle de Bertemes, à susciter dans le public un intérêt de plus en plus grand pour l'art actuel, qu'il soit luxembourgeois ou étranger.

Danièle Wagener



Le Passage des loups, 1985



Du côté où la parole se perd, huile, 1981

Trésors du Musée Pescatore

Jean-Pierre Pescatore avait l'habitude d'acheter des tableaux lors des grandes ventes chez Perrier, Martini, Thévenin, Espagnac, van Nagell van Ampsen etc. ou bien lors des ventes des collections du roi Guillaume I^{er} des Pays-Bas ou de l'ex-roi Louis-Philippe. Parfois il lui arrivait de passer commande à des artistes qu'il connaissait ou d'acheter des

œuvres chez des peintres en vogue dont il avait fait la connaissance lors des expositions dans les grands salons de Paris. C'est également chez l'auteur, peintre romantique français du 19^e siècle, qu'il a acquis un tout petit tableau: L'homme en Armure.

Jean-Louis-Ernest Meissonier

(1815-1891)

De son vivant Meissonier a joui d'une excellente réputation, mais il fut vite oublié après sa mort. Ce n'est que dans un passé plutôt récent qu'il a été redécouvert. Aussi ses œuvres se trouvent-elles aujourd'hui dans tous les grands musées du monde, à savoir ceux d'Amsterdam, de Hambourg, de Leningrad, de Londres, de Melbourne, de Munich, de Paris et de Versailles.

Meissonier est né à Lyon le 21 février 1815. Il devient l'élève de Louis Cogniet, puis séjourne à Rome pour parfaire ses études. Très habile – il n'a pas encore 20 ans – il expose dès 1834 au Salon de Paris une toile intitulée „Les Bourgeois flamand” qui connaît un grand succès. La scène de genre devient sa spécialité. On apprécie ses buveurs et joueurs d'échecs. Il met parfois en scène des personnages déguisés en „gentilshomme Louis XIII” ou en „seigneurs Louis XV”. Malgré sa virtuosité, ou à cause d'elle, ces œuvres, qui ne dépassent pas le côté théâtral, ne touchent guère. On lui

reproche sa minutie excessive et froide, son souci exagéré du détail qui le fait passer à côté de l'essentiel. Vers 1859, sans abandonner ses sujets préférés, le peintre aborde des thèmes plus héroïques. Il se tourne alors vers l'histoire en illustrant les grandes batailles: Iéna, Solferino, La Campagne de France de 1814. Son style réaliste et précis le sert davantage cette fois-ci. Son ciel, ses paysages et ses portraits

sont bien observés. Mais on y cherche en vain le grand souffle épique et poétique qui doit animer de telles œuvres. Le public bourgeois du 19^e siècle apprécie alors chez lui le goût de l'anecdote et le travail bien fini.

Les petits formats de Meissonier par contre constituent de véritables chefs d'œuvre. Ces tableaux minuscules se vendent de son vivant pour un demi million de francs or. Le présent tableau qui montre un homme en armure du Moyen-Age est une huile sur bois datée de mars 1849. Il tire son originalité du fait qu'il a été peint sur le fond d'une boîte à cigares.

Georgette Bisdorff



L'homme en Armure

Cette année, les trésors du Musée Jean-Pierre Pescatore, comprenant des tableaux de maîtres hollandais, flamands, belges et français des 17^e, 18^e et 19^e siècles, peuvent être visités par le public du vendredi 12 juin au lundi 28 septembre prochain. Le Musée est ouvert du lundi au vendredi de 13.00 à 18.00 heures, les samedi et dimanche de 9.00 à 12.00 et de 15.00 à 19.00 heures. Visites guidées: les jeudis à 15.00 heures.

L'offre théâtrale pour la saison 1987-1988



Chaque année, avant les grandes vacances, les programmes sont imprimés, les présentations sont faites, les directeurs et le personnel peuvent partir tranquilles. S'il reste du flottement pour l'une ou l'autre date, si en particulier, le Théâtre des Capucins est encore à la recherche de nouveautés, les grandes lignes de l'offre théâtrale pour la saison prochaine sont d'ores et déjà fixées. Sans être exhaustif, nous aimerions en proposer quelques-unes aux lecteurs de ONS STAD, tout en nous limitant aux spectacles dramatiques proprement dits.

Comme nous l'avions déjà exposé dans le précédent numéro de cette revue, une certaine division du travail s'instaure peu à peu entre les deux salles municipales, du fait de la nature des locaux, de la structure du public, mais aussi de la volonté de la municipalité. Ici une grande salle à l'équipement très performant et polyvalent, un public large et fidèle, une programmation prudente et moderne à la fois, là une salle aux dimensions moyennes, bien intégrée dans la ville, destinée à revitaliser le centre par l'appel à un public jeune, très divers, à toute heure du jour et de la nuit, par un programme qui allie la création aux nouveautés venues d'autres horizons.

Les résultats de la saison passée donnent à penser qu'il y a de la place pour ces deux salles dans le cœur des

spectateurs, venus, comme toujours, du territoire de la ville comme du pays tout entier. Le travail entrepris ces dernières années dans le cadre des Jeunesses théâtrales, les abonnements de jeunesse extrêmement favorables, l'animation dans les écoles par les professeurs et les artistes, la sensibilisation des tout jeunes dès l'école primaire, voire le préscolaire, l'apport des médias en matière d'information, d'analyse et de critique: tout cela crée peu à peu un public plus nombreux dont il faut tenir compte lors de la programmation.

Les abonnements E, F et G

C'est justement ce que les deux programmes allemands et le programme français du théâtre du rond-point Schuman essaient de faire. Deux critères sont essentiels: l'intérêt de la pièce et celui de la mise en scène. Quant à celle-ci, on se bornera désormais à n'avoir recours qu'à des ensembles consacrés et on évitera ainsi, dans la mesure du possible, les déboires avec les ensembles de tournée, souvent composés sur la base de critères purement commerciaux.

C'est ainsi que le programme F fait appel au Stadttheater Würzburg, pour la représentation de la pièce *Der Untergang*, de Walter Jens (le 21 octobre 1987), au Nationaltheater Mannheim

pour celle de *Endstation Sehnsucht*, de Tennessee Williams (le 31 janvier 1988) et au Theater der Stadt Trier pour celle de *Schwijk im zweiten Weltkrieg* de Bert Brecht (le 12 avril 1988).

Quant à l'abonnement F, il proposera de Herb Gardner *Ich bin nicht Rappaport*, dans une mise en scène du Nationaltheater Mannheim (le 6 décembre 1987), de Thomas Bernhard *Der Theatermacher*, dans une représentation du Badisches Staatstheater de Karlsruhe (le 22 février 1988).



Mon Faust

Même importance des auteurs et des ensembles pour le programme G français. Molière, Paul Valéry, Maeterlinck et Tchekhov sont des classiques, et la solidité d'ensembles comme le Théâtre National de Belgique, la Comédie Française ou encore l'Atelier Théâtral de Louvain-la-Neuve bien connue et reconnue.

Le programme débute le 2 octobre 1987 avec une *Electre* insolite qui nous vient de la Chartreuse de Villeneuve-Avignon où elle fut représentée en juillet 1986 par le Théâtre du Lierre. Spectacle total où les paroles d'Yves Plunian s'allient à une musique moderne de Marc Luras, dans une mise en scène de Farid Paya. «C'est une très grande réussite, écrivait le FIGARO lors de la première, ... l'histoire qu'on nous conte, avec une parfaite clarté, a toutes les allures d'un simple fait divers.»

Mon Faust, de Paul Valéry (11 novembre 1987, par le Théâtre de l'Atelier) est le dialogue de Méphisto et de Faust, vieilliss tous deux, riches d'expérience et de déceptions. Tout

est dans le jeu de deux prestigieux acteurs, Robert Hirsch en Méphisto et Pierre Dux en Faust. «Voilà un divertissement unique pour gens cultivés,» jugeait l'EXPRESS. «On se sent meilleur en sortant», selon le QUOTIDIEN DE PARIS, «on en sort plus malin,» selon le POINT.

Après le beau succès de Jean le Poulain et de la Comédie Française avec *L'école des femmes* la saison passée, il eût été impardonnable de ne pas saisir l'occasion d'accueillir la nouvelle représentation des *Femmes savantes* par cette même Comédie Française, le 3 janvier 1988. Il est sans doute inutile de relever que la critique féroce des femmes savantes par Molière peut recevoir aujourd'hui une lecture très différente, à la lumière de l'évolution sociale. Comme l'exprimait Catherine Hiegel dans THEATRE ACTUEL: «Philaminte, Armande, Bélise et toutes les «folles» éclairées d'un siècle si peu clément pour les femmes, pionnières acharnées d'un féminisme aujourd'hui désuet, démentes, pathétiques, ridicules, excessi-

ves, passionnées, ont toute ma tendresse et mon admiration.»

Connaissez-vous la *Princesse Maleine* de Maurice Maeterlinck, ce poète belge dont tout le monde connaît *Pellae et Mélisande*? Sans doute non, car cette oeuvre de jeunesse (elle date de 1890) a été très peu jouée. Le Théâtre National de Belgique entend redécouvrir ce sombre drame d'une belle princesse amoureuse d'un beau prince issu d'une maison rivale. Maeterlinck lui-même a vu les défauts et les qualités de son ouvrage, l'âge venu: «Le meilleur et le pire y confondent leurs racines . . .!» (28 janvier 1988).

Enfin, la *Mouette* d'Anton Tchekhov est un classique de la fin du 19^e siècle, redécouvert il y a une vingtaine d'années et depuis joué sans cesse par tous les ensembles importants.

Le Théâtre des Capucins

Non contraint à la programmation rigide du fait d'un système d'abonnements, le Théâtre des Capucins propose chaque année des repères variables à un public mouvant, bien moins structuré que celui du rond-point Schuman. Comme nous l'avions laissé entendre dans le dernier numéro de ONS STAD, une certaine répartition s'installe entre les deux salles, la grande se vouant de préférence à la musique, à l'opéra et au ballet; dans cet ordre d'idées, le Théâtre des Capucins va abandonner, après quelques essais méritoires mais infructueux auprès du public, le théâtre musical, un genre à cheval sur l'opéra et le théâtre, qui n'a pu su gagner l'attention du public mélomane ni celle du public théâtral.

S'articulant autour de thèmes, le programme de la petite salle prévoit d'abord un cycle de la farce, avec une adaptation en luxembourgeois de la célèbre pièce de Goldoni, *Arlequin valet de deux maîtres*. C'est Frank Hofmann qui en assurera la mise en scène dans une co-production du Théâtre des Capucins et du Théâtre des Casemates.

Autre création: celle de la pièce de Tankred Dorst *Die Kurve*, dans laquelle jouera un comédien luxembourgeois travaillant en République Fédérale, J.P. Maes. C'est le Théâtre des Capucins qui assurera la production de cette farce allemande à trois personnages, mais qui dit farce allemande, dit en même temps farce chargée de sens, où le rire effleure à peine sous les répliques gorgées de réflexions et de visions pessimistes.

C'est encore le Théâtre des Capucins qui produira une grosse farce bien dans la veine de ce pince-sans-rire



◆ Endstation Sehnsucht

◆ Ariadne



polonais qu'est Slawomir Mrozek *Das Martyrum des Prior O'Hey*, fantastique histoire d'un couple sans histoire dont la salle de bains héberge un tigre. Un metteur en scène allemand, Holger Sandig, dirigera à cette occasion des comédiens luxembourgeois.

Enfin, pour compléter ce cycle presque entièrement voué à la création, le Stadttheater de Bâle présentera *Die Unvernünftigen sterben aus*, de Peter Handke.

Un ensemble de représentations est destiné tout particulièrement aux étudiants et aux lycéens. Ainsi, Marc Olinger mettra en scène *L'avare* de Molière, dont on attend beaucoup après le grand succès de *Dom Juan* de cette saison. *Les mains sales*, de Sartre, reviennent de leur purgatoire pour que la jeunesse redécouvre le théâtre engagé des années cinquante, dans une mise en scène de Pierre Etienne Heymann pour un groupe de maisons de la culture en France, bien accueillie à Avignon comme au cours de sa tournée. *S.O.S.* est une pièce produite par le groupe Je.Tu.Il... qui traite de la toxicomanie. De l'avis général de la presse comme des jeunes spectateurs, largement touchés par les nombreuses représentations dans toute la France, le spectacle ne donne ni dans les bons sentiments ni dans le didactisme. Selon le réalisateur Bernard Betrémieux, le spectacle porte sur la période avant la drogue, où apparaît la situation de mal-être qui amènera peut-être à la drogue.

Linie 1, une comédie musicale de Volker Ludwig, par le Westfälisches Landestheater, complètera ce cycle pour les jeunes.

Y a-t-il une renaissance du théâtre de la fin du 19^e siècle? C'est en tout cas à cette période qu'est consacré un cycle «Theater der Jahrhundertwende» avec *Frühlingserwachen*, de Frank Wedekind, mis en scène par Charles Müller dans une co-production du Théâtre des Capucins et du Landestheater de Saarbrücken, avec *Bürger Schippel* de Sternheim et *Ruf des Lebens* d'Arthur Schnitzler.

Un des fleurons du programme des Capucins sera sans doute le cycle qui réunit de grands comiques de notre temps dans des one man shows, avec Raymond Devos, Lionel Rochman, Bernard Haller, Alex Metayer et Jean-Paul Farré.

Le Théâtre des Capucins se doit encore de proposer un choix de nouveautés et même d'avant-garde dans notre bonne ville. C'est un risque calculé qu'entend prendre Marc Olinger avec ce qu'il appelle des curiosités comme le Théâtre Noir de Prague, pour adultes et pour enfants, à la renommée bien établie, comme la Compagnie Alain Germain avec ses trois folies d'opéra pour trois femmes



Grand-père Schlomo

compositeurs et surtout comme *4 litres 12* de Nancy.

Enfin, le cycle qui entend partir à la découverte de nouveautés, réunit sept pièces allemandes et françaises d'auteurs modernes dans des mises en scène de 1986 à 1987.

Dans le domaine allemand, la Elisabethbühne dirigée par notre compatriote Georges Ourth présentera *Ghetto* de Joshua Sobol, auteur israélien qui travaille à Haïfa où il écrit et produit essentiellement des pièces documentaires, fait jouer des acteurs arabes destinés au public arabe d'Israël, ne cesse de mettre en question et de questionner l'histoire d'Israël. La pièce que voici prend comme point de départ l'histoire de Wilma, en Lituanie, important centre intellectuel juif et rasé par les Nazis en 1943.

C'est *Jacke wie Hose* de Manfred Karge, interprété de Lore Brunner qui complètera ce cycle du côté allemand, les cinq autres pièces revenant au domaine français.

Marc Olinger va mettre en scène *Amorphe d'Ottentburg* de Jean-Claude Grumberg, dans une co-production du Théâtre des Capucins et du T.O.L.

Cette pièce, créée en 1971 à l'Odéon, plonge dans les ténèbres du moyen âge pour montrer la violence méchante et totalitaire du prince Amorphe. Etonnamment moderne sous son habit médiéval, ce spectacle pose les problèmes essentiels de notre époque.

D'autre part, Philippe Noesen va mettre en scène *Urgences* de M. Phéline pour le festival de l'Acte de Metz.

A part ces deux productions luxembourgeoises, voici trois productions importées: *Les trompettes de la mort* de Tilly, par le Théâtre de la Salamandre, qui a reçu le prix de la meilleure création d'une pièce française pour 1986 et dont les journaux les plus sérieux ont dit tout le mérite dans l'observation de l'époque et l'acidité dans le commentaire sur le contemporain; *Le fauteuil à bascule*, de Jean-Claude Brisville, avec Henri Virlogeux et Jean-Pierre Miquel, pièce qui a triomphé et fut couverte de prix de sa première représentation en 1982; *Conversations après un enterrement*, de Yasmina Rezan jouée au Théâtre de Paris-Villette et marquée par de grands moments d'interprétation de Jean-Paul Roussillon et Jean-Michel Dupuis.

Voilà sans doute un choix très typique pour la production théâtrale de notre époque, un véritable festival qui s'étend sur toute une saison.

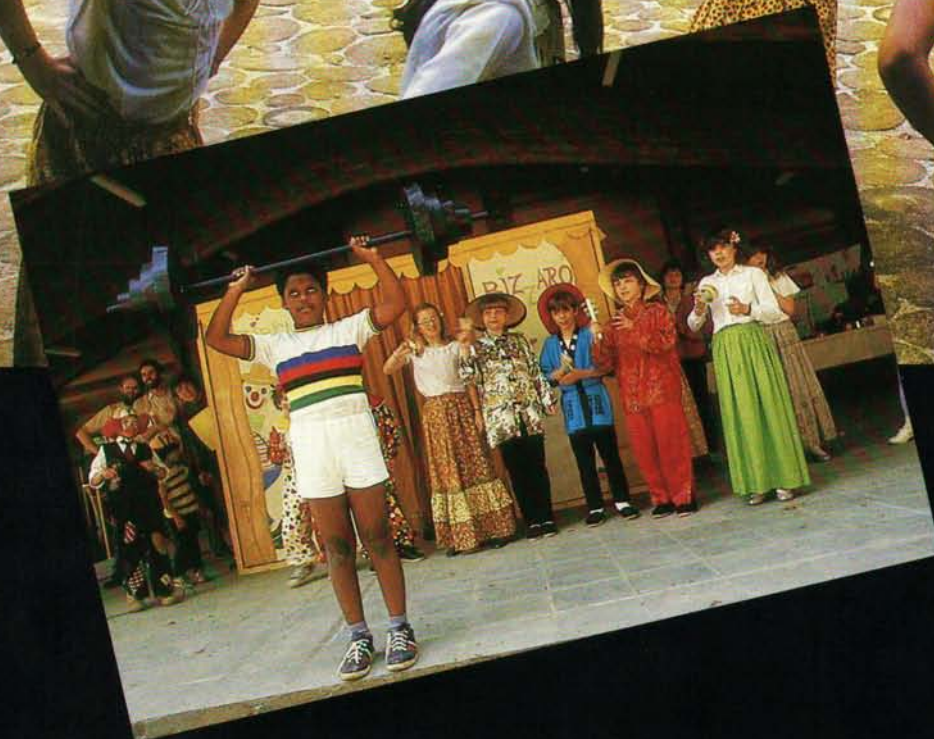
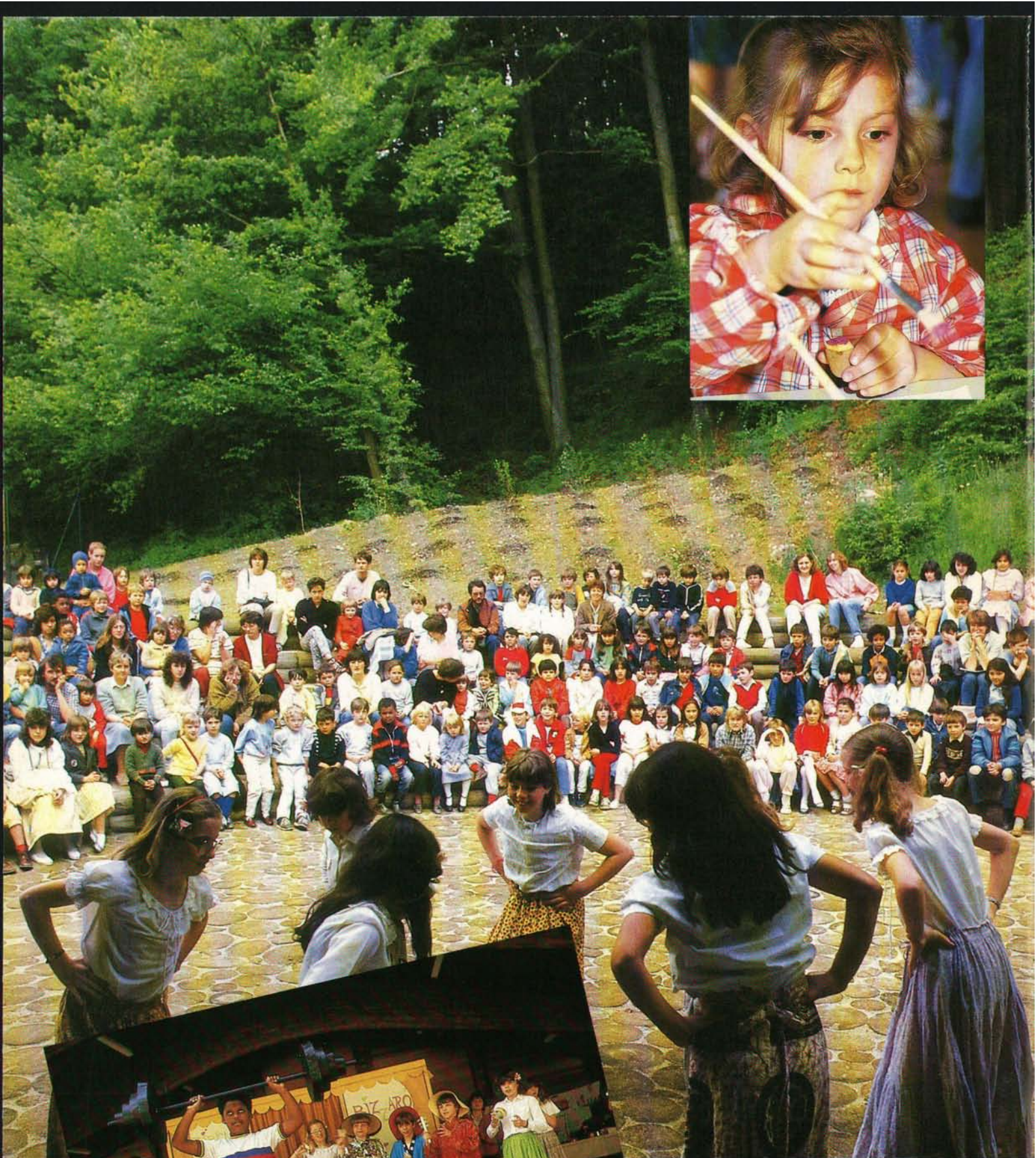
Enfin, le Théâtre des Capucins grouillera encore de vie la saison prochaine. Il y aura du ballet, avec *Flamencos en route* et *Tango*, mais aussi la Compagnie Caroline Marcadé, le Ballet de l'Opéra de Wallonie et un nouveau spectacle TRANS. Il y aura aussi des concerts et les fameuses Nuits des Capucins. Il y aura, peut-être, un festival de la francophonie qui passera par Luxembourg. Il y aura aussi une rétrospective des spectacles français les plus représentatifs créés aux Capucins pour le quinzième anniversaire du Centaure et du T.O.L.

Encore une belle saison en perspective!

Documentation recueillie
par Ben FAYOT

Les mains sales





Wie jedes Jahr haben Kinder und Jugendliche auch in diesen Sommerferien die Möglichkeit einer sinnvollen und kreativen Freizeitgestaltung bei der von der Luxemburger Stadtverwaltung organisierten Aktioun Bambësch. Weitere Details in den gelben Seiten dieser Ons Stad-Nummer.